

Monatshefte für deutschen Unterricht

Official Organ of the German Section of the Modern Language
Association of the Central West and South

Volume XXXIII

January, 1941

Number 1

VON DER LITERATURWISSENSCHAFT ZUR LITERATURGESCHICHTE

WERNER RICHTER
Elmburst College

Unter dem Titel „Die Wissenschaft von der Dichtung“ ist im vorigen Jahr der erste Band eines Werkes erschienen, das sich zugleich „System und Methodenlehre der Literaturwissenschaft“ nennt. Julius Petersen, der Verfasser, wünscht sein Werk von vorausgegangenen Arbeiten durch den doppelten Blick auf Werk und Dichter unterschieden zu sehen, welche „in einer sich steigernden Folge“ analysiert werden. Der noch nicht erschienene zweite Band soll die Kategorien von Raum, Zeit, Gesellschaft und Geist behandeln und den Problemen der „Nationalen Literaturgeschichte“, der Geistesgeschichte, der Stilgeschichte, und der Weltliteratur gewidmet sein. Auch besondere Ausführungen über den „Sinn der Literaturwissenschaft“ sind auf den zweiten noch nicht erschienenen Band verspart.

Die folgenden Ausführungen treten nicht in eine Auseinandersetzung mit dem ersten Band ein. Sie nehmen nur die ganze Problemstellung, die schon im Titel zum Ausdruck kommt, zum Ausgangspunkt für die Frage: „Ist der letzte, der höchste Sinn unserer Bemühungen die Literaturwissenschaft oder die Literaturgeschichte?“

I.

Es scheint mir, daß in dieser Fragestellung schon ein Teil der krisenhaften Problematik angedeutet ist, welche über die Wissenschaft von der deutschen Literatur vor etwa einem Menschenalter gekommen ist. Die Krise selbst wird seit Jahren anerkannt. Im Reallexikon der Deutschen Literaturgeschichte sagt Lempicki darüber: „Nichts ist vielleicht für die gefährliche Krise der Literaturwissenschaft symptomatischer als die Stellung zum Problem der literarischen Persönlichkeit.“ Ihre Bedeutung werde entweder ins Maßlose gesteigert oder die literarische Persönlichkeit trete zurück, so daß man von einer Entpersönlichung der Literaturgeschichte im persönlichen Lager spreche. Und Lempicki klagt, daß die Übertragung philosophischer, religionssoziologischer, kulturgeschichtlicher und völkergeschichtlicher Methoden auf das Feld der Literaturbe trachtung die Literaturgeschichte beinahe um ihre Selbständigkeit zu bringen drohe. „So versteht man das Auftreten irenischer Tendenzen im philologischen Lager (so bei J. Petersen)“, sagt Lempicki. Mit solchen irenischen Tendenzen beabsichtige man offenbar die Dichtungsgeschichte aus ihrer methodologischen Trübung und Krise als eine Wissenschaft zu

retten. Neben den polnischen Literarhistoriker der deutschen Literatur stellen wir den schweizerischen Literarhistoriker Ermatinger. Er sagt in seiner Vorrede zur „Philosophie der Literaturwissenschaft“ 1930: „Die Lage der deutschen Literaturwissenschaft ist gegenwärtig so verworren wie noch nie, seitdem es einen solchen Begriff gibt. In ihrer Vielgespaltenheit spiegelt sich die Zerrissenheit des ganzen geistigen und politisch-wirtschaftlichen Lebens.“ Es ist bekannt, daß dieser gegenwärtige Zustand nicht nur aus den Zeitläufen und dem Wandel der Wissenschaftsideale herausgewachsen ist, sondern sich auch aus einem Erschöpfungszustande entwickelt hat, welcher durch das vielseitige Bemühen der positivistischen Literaturbetrachtung und ihr Vollständigkeitsideal hervorgerufen war. Der Faktualismus der Scherer'schen Schule war in den ersten Jahren nach dem Weltkriege in Deutschland zu seinem Abschluß gekommen. Was diese vergangene, meist nach Scherer benannte Wissenschaftsepoke durch die Aufbereitung des Materials, durch Textkritik und Exegese, durch die Gewinnung konkreter tatsächlicher Resultate und endlich durch Biographien geleistet hat, wird dadurch gekennzeichnet, daß das faktische Material der deutschen Literatur bis zu einem solchen Grade zugänglich geworden ist, daß im Großen und Ganzen gesehen neue umstürzende Resultate auf diesem Gebiete selten zu gewärtigen sind. Man mag sich in Erinnerung rufen, daß die mannigfachen Vorwürfe gegen die Scherer'sche Schule, welche im letzten Menschenalter von den verschiedensten Seiten geäußert worden sind, mit sehr viel größerem Recht seine Nachfahren treffen als Scherer selbst. Scherer blieb immer aufnahmefähig und empfänglich für die Arbeiten eines Rudolf Haym, Dilthey, Kuno Fischer. Beeinflußt vom empirischen Geist der Naturwissenschaften wie von dem französischen Positivismus seiner Zeit verhielt er sich auch gegen philosophische Perspektiven aufgeschlossener, als er selbst es bisweilen wahr haben wollte. So konnte er — und er allein — eine Literaturgeschichte gestalten, welche jedesfalls nicht ausschließlich der Ausdruck eines positivistischen Geistes genannt werden kann. Es ist oft genug ausgesprochen worden, wie in dieser Literaturgeschichte der französische Einfluß und der Geist Rankescher Geschichtsschreibung mit einem blühenden Impressionismus integriert wurde, welcher reflektorischer war als irgend eine der späteren Leistungen der Scherer'schen Schule. Keiner der Schüler Scherers hat das Wesen des eigentlich Geschichtlichen mit solcher Feinfühligkeit wie Scherer selbst zu erfassen vermocht. Langsam starb auch der philosophische Sinn, den Scherer noch besaß, bei seinen Nachfolgern aus. In den Jahren zwischen 1890 und 1914 standen philologische Schwerblütigkeit, welche bisweilen zu glänzender Editionsarbeit führte, und impressionistische Technik der Charakterisierung, welche in der Biographie ihr höchstes Ziel sah, nebeneinander. In den Vorlesungen pflegte sich in dieser Zeit die Literaturgeschichte in eine Kette einzelner Dichterbiographien unter Berücksichtigung ihrer Werke aufzulösen. Man gaukelte sich vor, daß die Zeit noch nicht reif sei für eine neue zusammenfassende „wissenschaftliche“ Literaturgeschichte, daß man weiter ungestört Steinchen auf Stein-

chen setzen könne, bis dann in fernen Zeiten ein Verwegener wieder den Mut finden werde, eine neue Literaturgeschichte zu schreiben. Literaturgeschichten wurden in dieser Zeit weniger von Fachleuten verfaßt als von Dilettanten und freien Schriftstellern. Es war ein Ausdruck der Zaghaftigkeit, wenn bald darauf einzelne Verleger die Aufgabe durch Aufteilung in verschiedene Epochen und durch Übergabe an verschiedene Mitarbeiter zu lösen versuchten. Man konnte schwerlich das eigentlich Literaturgeschichtliche beim Professor der Literaturgeschichte lernen. Der lehrte Philologie, Einzelanalyse, „Literaturwissenschaft“, und schärfte den künstlerischen Blick. Die Gabe der Charakterisierung, auf die führende Gelehrte so stolz waren, blieb ein individuelles Gut, das sich nicht durch Lehre übertragen ließ. Den Heroen der philosophischen Literaturbe trachtung, einem Haym, Kuno Fischer, Dilthey, zollte man den schuldigen Respekt. Aber jüngere Forscher, welche als Philosophen zur Literaturwissenschaft vordrangen, kamen schwerer auf. Es lag ja wohl auch eine Paradoxie darin, daß die philologischen Forscher das ganze Gebiet der Literaturgeschichte „beherrschten“, während die philosophischen im wesentlichen doch der Goethezeit und dem neunzehnten Jahrhundert verhaftet blieben. Der Scherer schule und einigen wenigen Forschern ähnlicher Haltung war es gelungen, der deutschen Literaturgeschichte einen selbständigen Platz an den Universitäten zu erobern, während sie vorher entweder im Gefolge der Philosophie nur nebenbei gepflegt wurde oder Dichtern anvertraut war, welche oft zu wenig Dichter und zu wenig Literarhistoriker waren. Erst der Positivismus und der Einfluß der Naturwissenschaften auf das Fach verschaffte ihm in der Meinung der übrigen Wissenschaften die Gewähr einer sogenannten voraussetzungslosen Objektivität, in welcher sich das ganze Zeitalter geborgen glaubte. Dennoch hat die literaturgeschichtliche Betrachtung niemals denselben Grad wissenschaftlicher Selbstsicherheit erreicht, den die Geschichtswissenschaft im Zeitalter eines Ranke oder Jakob Burckhardt oder Droysen besaß. Von Anfang an war die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts von dem Zuge einiger Nachbarfächer, ja von der Entwicklung der übrigen Geisteswissenschaften, stärker abhängig. Noch zu der Zeit, wo der Scherer sche Einfluß sein Daseinsrecht mit einer nicht ermattenden Fülle von ähnlich gerichteten Untersuchungen zu behaupten vermochte, drang die neu erstarkende experimentelle Psychologie in die Literaturwissenschaft ein, auch sie empirisch und positivistisch, und darum kaum irgendwo als Fremdkörper empfunden. Die Analyse des einzelnen Kunstwerks, die Dichtermonographie, die feinfühlige Behandlung einzelner Literaturprobleme blieben im Vordergrund der Betrachtung, wenn nicht rein philologische Fragen bevorzugt wurden. Literaturwissenschaft, nicht Literatur geschichte im eigentlichen Sinne, war zweifellos die Lösung, ohne daß man das so präcis hätte formulieren wollen. Daran änderte sich auch nichts, als nun nach dem letzten Kriege der Positivismus in Deutschland zu Grabe getragen wurde. Mit wenigen Ausnahmen, über die später zu reden ist, waren auch die neuen Strömungen der Einzelarbeit zugekehrt.

II.

Wir gehen kurz auf diese neuen, dem Fachgenossen bekannten Strömungen ein. Drei Richtungen müssen im Rahmen unserer Betrachtung besonders erwähnt werden.

Die stilkritische Richtung eroberte sich, von sehr verschieden gesonnenen Forschern gefördert, ihren besondern Platz. Unter dem Einfluß Wölfflins sollten kunstwissenschaftliche Grundbegriffe auf das literarische Feld übertragen werden. Psychologische und Psychologistische Stilbeobachtungen und rein philologische Stilarbeiten, wie sie Roethe liebte und anregte, waren vorausgegangen. Nachdem sich die all zu enthusiastisch vorgetragene Möglichkeit einer Übertragung kunstwissenschaftlicher Stilbegriffe als problematisch und nur im Einzelfall anwendbar erwiesen hat, sehen wir heut wieder einen gleichsam verlängerten Arm der Philologie nach der stilistischen Struktur des Dichtwerks greifen. Man mag dabei an die Behandlung des Barock durch Cysarz denken, der synthetisch das Ganze vor den Teilen behandelte. Viëtor rückte erfolgreich von der Bestimmung eines dichterischen Stils allein durch weltanschauliche Stilanalogen ab, er sah die Schwächen einer voreilig vorgenommenen Stilsynopse. So suchte er zu einer Stilphysiognomik vorzudringen, welche die Beziehungen zwischen Ausdrucksinhalt und Ausdrucksform behandelte. In analytisch-induktiver Arbeit soll diese Art von Stilphysiognomik, die inzwischen auch von anderen in Angriff genommen worden ist, der Erkenntnis des Gesamtstils eines Zeitalters dienen. Diese Bemühungen knüpfen an die positivistische Epoche an; aber sie streben nach einer Gesamtschau, die dem Dichtungsstil ganzer Zeitalter gewidmet ist. Bei dieser induktiven Stilforschung zeigt sich viel stärker als in der Walzelschen „wechselseitigen Erhellung der Künste“, wo die Grenzen des Stilvergleichs zwischen den bildenden Künsten und der Poesie liegen. Wenn Pinder in einer vergleichenden Arbeit über die Künste die Dichtung von der Musik, der Plastik, der Architektur trennte, so kam darin zum Ausdruck, daß das Material der Dichtung vorgeformt ist; es ist nicht reiner, der Gestaltung harrender Stoff. Ton, Stein, Farbe, Gliederbewegung im Tanz, was sind sie an sich? Die Sprache aber hat einen Formungsprozeß hinter sich, welcher den Ertrag von Jahrhunderten birgt. Der bedeutende erste Band von Pongs' Werk „Das Bild in der Dichtung“ macht das anschaulich. Der Beziehungsreichtum des vorgeformten Sprachstoffs der Dichtung schließt so eingängige und unmittelbare Stilbezeichnungen und Stilerkenntnisse aus, wie sie in andern Künsten möglich sind. Auf der andern Seite haben Bezeichnungen wie naiv und sentimental, klassisch und romantisch, apollinisch und dionysisch, impressionistisch und expressionistisch, realistisch und naturalistisch, welche zwar den Stil mit umfassen können, aber ihn nicht ausschließlich decken, immer auch die allgemeine Kunsterkenntnis gefördert, sie haben unabhängig von ihrer ursprünglichen Anwendung und Entstehung die Kunstterminologie, und insbesondere die Terminologie der Literaturwissenschaft bereichert. An der neuen induk-

tiven Stilforschung, welche das dichterische Individuum stärker als früher in Beziehung zu setzen strebt mit der allgemeinen dichterischen Physiognomie des Zeitalters, scheint mir ferner zweierlei hervorhebenswert. Auch diese Bemühung bleibt der Einzelarbeit zugewandt. Sie ist Literaturwissenschaft im engeren Sinne, nicht unmittelbar Literaturgeschichte. Zum andern aber ist dabei eine Philologie am Werke, welche sich ihren eigenen Charakter im Vergleich zu andern Philologien in erfreulicher Weise bewahrt. Die Philologie sollte im Bereiche der deutschen Literaturwissenschaft niemals als Selbstzweck angesehen werden dürfen. Die Philologie, welche der Herausgabe von historischen oder andern prosaischen Texten gilt, hat eine andere Zielsetzung als diejenige, welche wir Kunstphilologie nennen können. Alle der Dichtung zugewandte Philologie soll der Erfassung und Vergegenständlichung dichterischer Eigenart dienen. Sie soll zugleich ein Mittel sein, künstlerisches Sehen und Verstehen im Bereich der Poesie zu fördern. Tut sie das nicht, so ist sie nur Hilfsmittel und hat im Reich der Literaturwissenschaft eine eingeschränkte Bedeutung. Denn, wo die Philologie der Materialbereitung, der Edition an sich, der Prioritätsfragen, als Selbstzweck auftritt, ist sie zwar die *eine*, die nämliche Philologie, welche allen Wissenschaften zugleich dient, aber sie entbehrt des charakteristischen Merkmals unserer Literaturwissenschaft. Der Kunstphilologe muß noch eine andere Perspektive haben als der allgemeine Philologe. Die Vorwürfe gegen die sogenannten Waschzettel der Goethephilologie, gegen reine Stoffhuberei, hatten immer da Berechtigung, wo man statt einer verfeinerten Kunstphilologie nur die allgemeine „Feld- und Wiesenphilologie“ auch im Bereich der Dichtung trieb. — Man muß sich ferner vor Augen halten, daß es sich in der deutschen Literaturwissenschaft um das *deutsche* Sprachmaterial handelt. Man kann eigentlich nicht von einem System *der* Literaturwissenschaft sprechen, wie es Petersen tut, wenn man doch nur von deutscher Literatur handelt, und wenn man so stark wie Petersen die Bindung jeder Literatur an eine bestimmte Sprache betont. Das Verlangen nach einem System einer *allgemeinen* Stilistik scheint mir utopisch zu sein. Petersen selbst sagt, ein für alle Zeiten und Völker anwendbares allgemeines System des poetischen Sprachstils und der dichterischen Ausdrucksformen fehle, und er fährt fort: „Für eine vollständige, übersichtliche, geistig gegliederte, in den Sinn der Stilformen aller Sprachen eindringende, Ursachen und Wirkungen in Zusammenhang bringende, grammatische, und ästhetisch und psychologisch begründete Systematik des Stils, eine poetische Sprachtheorie, deren Gültigkeit der Musiktheorie entspräche, ist noch kein Schlüssel gefunden worden.“ Ganz gewiß wird ein einheitliches Stilsystem für alle Literaturen eines großen Kulturzusammenhangs ein frommer, ja ein phantastischer Wunsch bleiben. Die kürzlich angekündigte Zeitschrift Helikon (herausgegeben von Prof. J. Hankiss), die unter den Auspicien einer commission internationale d'histoire littéraire Grundfragen der Literaturwissenschaft erörtern wollte, würde auf dem Gebiete der Stilkritik mehr einem Austausch als einem vereinheitlichenden System zustreben müssen.

Die zweite Richtung, die seit etwa 1910 mehr und mehr Boden gewann, war der rechte Ausdruck der Tatsache, daß ein neues Zeitalter systematischer Philosophie einer mehr erkenntnistheoretisch gerichteten Epoche in Deutschland folgte. Unger mit seiner Verkündung einer „Literaturgeschichte als Problemgeschichte“ stand eingestandenermaßen auf dem von Wilhelm Dilthey gepflegten Boden. Wer Ungers eigene Arbeiten betrachtet, wird ihnen ganz selbverständlich nicht die *literaturgeschichtliche* Note absprechen. Insbesondere gilt das von den geistesgeschichtlichen Abschnitten seines Buches über Hamann. Aber wenn man sich überlegt, wie sich die Ungersche Art ausgewirkt hat, so wird man doch im Sinne der in diesem Aufsatz vorgenommenen strengerem Scheidung zwischen literaturwissenschaftlicher und literaturgeschichtlicher Zielsetzung sagen müssen, daß die problemphilosophische Betrachtungsweise mehr systematisch-literaturwissenschaftlichen Charakter hat denn eigentlich literaturgeschichtlichen. Ich gehe auf die sehr fruchtbare Forschungsweise Ungers, welche ja auch ideenwissenschaftlich oder geisteswissenschaftlich genannt zu werden pflegt, nicht weiter ein, da sie den Fachgenossen bekannt genug ist. Will man sie im Sinne Lempickis im Vergleich zu der stilkritischen „heteronom“ nennen, so ist sie das nicht mehr und nicht minder, als es eben jede philosophische Betrachtung der Literatur schon vor Unger war, so bei Danzel, bei Rosenkranz, Hettner, Kuno Fischer, Haym, Dilthey. Unger hat wesentlich dazu beigetragen, daß in der Literaturwissenschaft der „geisteswissenschaftliche“ Aspekt mehr hervor trat, den im mittelalterlichen Gebiet der Literatur Burdach und Vossler auf einsamer Höhe zur Geltung brachten.

Handelte es sich bei der stilkritischen und problemwissenschaftlichen Arbeitsweise zweifellos um überlieferbare Methoden, deren Handwerk sich zu einem beträchtlichen Maße lehren ließ, und war dadurch schon ein Wettbewerb mit der Scherer'schen Schule gesichert, deren Ausbreitung gerade auch durch die Übertragbarkeit des Handwerksmäßigen bedingt war, so stand es mit Gundolfs Aufsehen erregenden Arbeiten anders. Einer der zweifellos berechtigten Einwände gegen Gundolf war, daß sich seine Art nicht ohne weiteres auf dem Lehrwege übertragen ließ. Aber ist das ein Einwand gegen die Originalität Gundolfs? Die deutsche Literaturwissenschaft hat wieder und wieder Spitzenwerke hervorgebracht, die von Meistern geschrieben waren, welche keine Schule machten. Man denke an Viktor Hehn oder Hermann Grimm oder Simmel und andere mehr. Den ganzen Abstand der Gundolfschen Zielsetzung von dem, was vorher war, kann man ermessen, wenn man sich die Worte vergegenwärtigt, die Scherer im letzten Abschnitt seiner Literaturgeschichte braucht, da er von der Wissenschaft und der Geistigkeit der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts spricht. Er sagt: „Die Metaphysik sprang vergeblich ein. Sie konnte auch hier nichts Dauerndes schaffen. Sie hat in den Geisteswissenschaften, wie in den Naturwissenschaften nur allgemeine Anregung gebracht, im einzelnen aber unberechenbaren Schaden gestiftet.“ Kein Zweifel, in dieser Gundolfschen Schau war wieder Meta-

physik. Selbst wer den Mut hat, die literaturwissenschaftliche Schweise des Kreises um Stefan George, welcher durch Gundolf maßgebend bestimmt war, herabzusetzen, kann sich dem Tatbestand nicht entziehen, daß gewisse Gedanken Gundolfs, besonders von seiner Goethebiographie her, eingeströmt sind in die literaturgeschichtliche Atmosphäre, von der jeder Forscher, ob er will oder nicht, berührt ist. Sie haben spontan ihren Weg in das Reich des allgemeinen Geistes gefunden, sie sind unpersönliches Allgemeingut geworden. Die Feinfühligkeit für das Überindividuelle künstlerischer Prägungen, die morphologisch – teleologische Betrachtungsweise künstlerischer Organismen war eine originelle Leistung. Es trifft nicht die Sache, wenn man Gundolf als einen „Darstellungs-virtuosen“ bezeichnet, wie es Petersen leider in seinem neuesten Buche tut. Aber freilich war die Gundolfsche Schweise nicht überall mit gleichem Erfolge anwendbar. Der symbolhafte Einbruch des ewigen Logos in die Dichtung, kann nur wahrgenommen werden, wo die Dichtung von Genien bevölkert wird. Der verklärte Logos vermag zwar eine beträchtliche Wegstrecke der Literaturgeschichte zu erhellen, aber man kann nicht durch ihn allein die literaturgeschichtliche Kontinuität erklären. Gelernt hat man durch Gundolf und den Kreis Stefan Georges wieder eine pneumatische Deutung dichterischen Geschehens, das Wesen der Sinnbildlichkeit, welche nicht durch empirische Tatsachenforschung erfaßt wird. Heute kommt in Deutschland keine Geisteswissenschaft mehr ohne den Aufblick zum Transcendenten aus.

Gegenüber diesen drei literaturwissenschaftlichen Wegen, welche doch immer in allem wesentlichen das literaturwissenschaftliche Problem und das Monographische gegenüber dem rein geschichtlichen Entwicklungsproblem bevorzugen, steht die von Korff in seinem „Geist der Goethezeit“ durchgeföhrte Auswertung der philosophischen Ideen, welche die Goethezeit entscheidend bestimmt haben, einer eigentlich *literaturgeschichtlichen* Fragestellung bedeutend näher. Man mag die Aufdröselung des Ideengewebes bisweilen zu handfest finden. Man mag vielleicht den Schmelz des rein Dichterisch-Artistischen stärker beachtet wünschen. Diese Ausdeutung des Geistes der Goethezeit hat aber das unbestreitbare Verdienst, die Literaturwissenschaft aus einer vielfach fühlbaren Isolierung von den übrigen Geisteswissenschaften befreit und der auch von andern Wissenschaftszweigen geförderten ideengeschichtlichen Forschung Antriebe gegeben zu haben.

Es ist nicht meine Absicht, die hier nur sehr kurz berührten Methoden der Forschung miteinander zu versöhnen, einen „Ausgleich zwischen den vielfach widerstreitenden Richtungen“ anzubahnen. Es gibt glücklicherweise viele Möglichkeiten, künstlerischen und dichterischen Gebilden näherzukommen. Die Prismatik des dichterischen Objekts gestattet die Anwendung sehr verschiedener Methoden. Die Methode hängt ab vom einzelnen Objekt der Betrachtung und von der durch den einzelnen Forscher individuell bestimmten Fragestellung, welche überdies in der Regel durch den Geist seiner Zeit mit beeinflußt ist. Eine siegreiche Eigenwüch-

sigkeit der Methode bleibt jedesfalls noch immer wertvoller als ein letztlich nicht origineller und behutsamer Eklektizismus. „Methoden“ verdienen allerdings ihren Namen nur mit Recht, wenn es sich nicht um eine nur einmalige Anwendung eines Prinzips handelt, das in einem einzigen Versuch durchgeführt wird. Der Abstand zwischen den einzelnen Methoden hat sich übrigens mehr und mehr verringert. Noch vor einem Menschenalter lehnte bisweilen der germanistische Philologe eine philosophische Grundhaltung dichterischen Gebilden gegenüber ab, und der literarwissenschaftliche Philosoph stand den älteren Zeiträumen der deutschen Dichtung fremd gegenüber. Heute kann sich in Deutschland kein Literaturwissenschaftler mit einer bloß philologischen Haltung oder gar mit bloßem Faktualismus begnügen. Kein einziger Nachkomme der Scherer-Schule verschließt sich heut der philosophischen Perspektive, mag er noch so stark im Philologentum wurzeln. Es ist sehr wohl möglich geworden, induktive und deduktive Methodik miteinander zu verbinden. Freilich ist die deutsche Literaturwissenschaft in den letzten Jahrzehnten mehr als andere Wissenschaften der Versuchung anheimgefallen, sich von geistigen Moden, die zeitlich begrenzt sind, beeindrucken und beeinflussen zu lassen. Nicht jede literaturwissenschaftliche Arbeit, die sich „phänomenologisch“ nannte, stellte eine wirkliche Bereicherung der Phänomenologie oder der Literaturwissenschaft dar. Solche Hörigkeit gegenüber eben aufkommenden philosophischen Strömungen wird von andern Wissenschaften nicht mit Unrecht als ein Zeichen der Schwäche, als ein Mangel an Wurzelhaftigkeit, aufgefaßt. Sie hat dem Ansehen der Literaturwissenschaft, welche doch in so manchem Lande um ihre Geltung kämpft, durchaus geschadet. Weil einmal für Kleist mit glücklichem Griff der „existentielle“ Gesichtspunkt zur Erklärung dafür herangezogen werden konnte, daß Kleist sich vom „Idealismus“ seiner Zeit mehr und mehr entfernte und anderseits diesem Idealismus selbst bis zu einem gewissen Grade unverständlich blieb, ist man noch nicht berechtigt, die gesamte Literaturwissenschaft unter ein monotones Programm der „existentiellen“ Methode zu stellen. Die Literaturwissenschaft sollte nicht jeder Zeitphilosophie anheimfallen, geschweige denn einer Philosophie, die nicht einmal ihre vollendete Durchbildung von seiten ihrer Begründer erfahren hat. Es muß anderer Gelegenheit vorbehalten bleiben, auf das „existentielle“ Problem näher einzugehen. Die Literaturwissenschaft wird gut daran tun, nicht alle Ankündigungen einer neuen Methode ernst zu nehmen. Anderseits wird das noch immer vorhandene Krisengefühl in der Literaturwissenschaft am ehesten verschwinden, wenn man sich vor Augen stellt, daß die außerordentliche Vielgestaltigkeit der Aufgaben verschiedene Ansatzpunkte und Methoden fordert und daß es keine totalitären Richtungen gibt.

Der Ausdruck „Literaturwissenschaft“ scheint mir allerdings, so beliebt er in neuerer Zeit geworden ist, an sich selbst etwas problematisch zu sein. Wenn ein fast ganz deutsch orientiertes Buch wie das neue von Petersen den Titel führt: „System der Literaturwissenschaft“, so nimmt

es im Titel mehr in Anspruch, als es leisten kann. Petersen selbst betont die nationalsprachliche Grundlage seiner Methodenlehre denkbar scharf. Auf der andern Seite scheint die starke Hervorhebung des Wortes Wissenschaft der Erinnerung an die mühsam errungene Anerkennung des Faches im Reiche der übrigen Wissenschaften etwas zu viel Raum zu geben. Wenn in einem Werk, dessen zweiter Band ausschließlich literaturgeschichtliche Probleme behandeln soll, dennoch der Titel „System der Literaturwissenschaft“ gewählt wird, so ist das ein Symptom dafür, daß im letzten Jahrzehnt eine Verschiebung zu ungunsten der rein geschichtlichen Werte stattgefunden hat. Die Namenswahl durch Petersen soll nicht an sich kritisiert werden. Sie ist nur Ausdruck einer Strömung, von der man sich nach meiner Meinung wieder entfernen sollte. Ich glaube, es wäre dem Ansehen der ganzen Wissenschaft in Deutschland und in Amerika zuträglicher, wenn man sich auch äußerlich in der letzten Zielbestimmung einer allgemeinen Geistesgeschichte einordnete. Das letzte Ziel der „Literaturwissenschaft“ ist nicht die „Literaturwissenschaft“ selbst, sondern es ist die *Literaturgeschichte*, die wir nun geistesgeschichtlich zu definieren haben.

III.

Wilhelm von Humboldt hat im Vollzuge Herderscher Anregungen die Philologie als die Wissenschaft von der Nationalität definiert, und die Brüder Grimm vereinigten sich mit Historikern wie Dahlmann und Gerinus im Bekenntnis zu einer Wissenschaft vom deutschen Wesen und Volkstum. Diesen Männern schien es selbstverständlich, daß sich die Erfassung des deutschen Wesens und Geistes nur im Spiegel der Geschichte, nicht in einem System, ermöglichen lasse. Sämtliche Lebensgebiete des deutschen Geistes sollten auf ihre unterscheidenden, sie von andern Völkern abhebenden Merkmale hin betrachtet und gedeutet werden. Humboldt, der bei seiner Zielsetzung zunächst die klassische Philologie im Auge hatte, sah seine Forderung angesichts der Universalität der klassischen Philologen sehr viel besser erfüllt als es jemals in modernen Philologien der Fall war. Welcker und Boeckh und ihre Nachfahren strebten immer zum Ganzen. Ihnen war nicht nur die Sprache und die Literatur das Objekt sondern ebenso der Glaube und die bildenden Künste und die Philosophie und die materielle Kultur. Es ist sehr folgenschwer gewesen, daß angesichts der viel größeren Stofffülle die so oft verkündete Erfassung des deutschen Volkstums nicht von den Philologen und Literarhistorikern allein vollzogen werden konnte. Nur die ganz Großen wie noch die Brüder Grimm und gerade auch Wilhelm Scherer sahen weit über die Zaunpfähle der Sprache und der Dichtung hinaus. Im allgemeinen hat die notwendigerweise etwas einseitige Beschäftigung mit der Sprache und Literatur den Blick der Forschung zu stark begrenzt. Ein Teil der Kritik gegen die Sprach- und Literaturdepartements würde auch in Amerika wahrscheinlich versinken, wenn die gesamte Kultur in ähnlichem Grade, wie es in der klassischen Philologie der Fall ist, nicht nur im Blickpunkt

der Lernenden stände, sondern der schöpferischen Forschung durch die „Germanisten“ unterliegen könnte. Amerika hat gegenüber dem deutschen Ursprungslande einen Vorteil voraus. Die Erkenntnis des deutschen Volksgeistes muß im Ursprungsland naturgemäß Selbsterfassung bleiben. Selbsterfassung aber ist allzuleicht in Gefahr, in Selbstbespiegelung überzugehen. Alle Forschung auf dem Gebiete der Sprachen und Literaturen ist in ihrem Heimatlande von einem gewissen Narzismus bedroht. Es fehlt der dialektische Ansatzpunkt, durch den die Feinfühligkeit bei der Berührung des Fremdartigen mit dem Eigenen verstärkt wird. Deshalb waren die Arbeiten fremder Forscher, insbesondere auch der amerikanischen Forscher, von je her eine notwendige Bereicherung.

Die Angst vor der „Heteronomie“ der Methoden und der Zielsetzung, welche von Zeit zu Zeit die Literaturwissenschaft beunruhigt, scheint mir überhaupt übertrieben zu sein. Autarkie und Isolierung sind viel größere Gefahren. Die Berührung mit den Prinzipien der Geschichtswissenschaft, von der wir nun zu reden haben, hat sich meines Erachtens im letzten Menschenalter zu sehr vermindert. Der Aufbau eines literaturwissenschaftlichen Systems kann sich, wenn er möglich werden und mehr als eine Methodenlehre darstellen soll, jedesfalls nur als ein zum Ganzes strebendes Unternehmen erweisen, wenn er das Wesen der literarischen Kultur aus ihrer geschichtlichen Entwicklung zu verstehen vermag. Erst der geschichtliche Aspekt offenbart und entfaltet alle im Kern schlummern den Möglichkeiten des Wesens einer bestimmten Kultur. Es war für die Entwicklung der deutschen Literaturgeschichte von Vorteil, daß die erste deutsche Literaturgeschichte von Rang, die im Schatten der Goethezeit entstand, von einem deutschen Historiker herrührte.

Wir sehen uns die theoretischen Bemühungen um eine tiefere Erfassung der im engeren Sinne literarhistorischen Kategorien an und lassen einstweilen den letzten großen, einheitlich durchgeföhrten praktischen Versuch Nadlers aus dem Spiel. Ich gehe insbesondere auf Ausführungen Ermatingers und Cysarz' ein. Ermatinger konnte (Das dichterische Kunstwerk 1923) noch die sogenannte historisch-positivistische Auffassung der Literaturgeschichtsschreibung und die philosophisch-reflektierende gegenüberstellen. Inzwischen hat im Heimatlande der deutschen Literaturwissenschaft der bloße Faktualismus ausgespielt. Die äußern Tatsachen der Literaturgeschichte sind, auf's Große und Ganze gesehen, bis zu einem erstaunlichen Grade erforscht. Bemühungen im Einzelfall werden immer weiter ihren Lohn finden. Aber der Fortschritt der Gesamterkenntnis ruht auf andern Voraussetzungen. Doch Ermatinger lehnte auch die philosophisch-reflektierende Sehweise ab, für welche er seltsamerweise nur das eine Beispiel des Bertramschen Nietzsche anführte mit seiner Legendenthese, die etwa lautete: „Alles, was wir von Menschen aussagen können, deren Gedächtnis auf die Lebenden gekommen ist, ist ein Mythos: Wissenschaft von der Geschichte ist also Mythologie.“ Als einzige Gelegenmöglichkeit gegen die Mythenrichtung, die nach Ermatinger Gefahr läuft, in haltlosen Relativismus oder spielerische Schöngeisterei auszuarten,

setzt er den „sittlich-politischen Wert der Verantwortlichkeit der Geschichtsschreibung.“ Diese Art der Geschichtsschreibung wächst nach Ermatinger aus einem Gegenwartsgefühl heraus. Die Geschichte, mit den wahrhaft großen Ideen der Gegenwart geschaut, wird dem lebenden Geschlechte zum Spiegel seines Strebens und Seins. Sowohl die historistische wie die philosophische Literaturbetrachtung ist für diesen Forscher einseitig. Nur die lebendige Auseinandersetzung mit der eigenen Zeit gebe der Geschichtsschreibung ihren Sinn. Indessen ist nicht einzusehen, weshalb der von Ermatinger vertretene Standpunkt nicht mit grundverschiedenen Wissenschaftsidealen vereinbar sein sollte. Ermatinger vertrat nur den etwas zeitgemäß verfärbten alten Standpunkt einer Geschichtsschreibung, wie sie durch die Namen Gervinus, Treitschke, Droysen gekennzeichnet ist. Es ist eine ins Weltliche gewandte Erbauung und Paränese, die hier im Vertrauen auf nicht immer vorhandene große und ursprüngliche Forscherpersönlichkeiten noch einmal verkündet wird. Damit löst man aber nicht die dem letzten Menschenalter im besondern aufgegebenen Probleme der Wissenschaftsführung. Wir stellen uns auch vor Augen, daß Ermatingers Ausführungen nicht den Eindruck vermeiden, als sollte der Gegenwartsforscher geradezu mit bewußter Tendenz dem lebenden Geschlechte die Vergangenheit „im Spiegel seines gegenwärtigen Strebens“ vorhalten. Gewiß stellt jede Geschichtsschreibung eine — spontane — Begegnung der eignen Zeit mit der Vergangenheit dar. Das übersah der Historismus, der an die Voraussetzungslosigkeit seiner Forschung, an die Objektivität und Allgemeingültigkeit glaubte. Aber eine erzwungene oder gewollte und beeinflußte Begegnung der Gegenwart mit der Vergangenheit, welche in paränetischer, erbaulicher Absicht und in vertrauensvoller Selbstsicherheit der Forscherpersönlichkeit unternommen würde, wäre heute zweifellos viel bedenklicher als eine Fortsetzung des großartigen durch Ranke geadelten Glaubens an die Realität der festgestellten Fakten. Man kann trotz dieser Einwände Ermatingers Auffassung zustimmen, daß es sich bei der Dichtungsgeschichte um eine Art Bewegung und Wirkung organischen Lebens handele. In seinem Aufsatz über das Gesetz in der Literaturwissenschaft (Philosophie der Literaturwissenschaft, 1930) führt er aus, daß eine der entscheidenden Kennzeichen der Individualität das sei, was er „Sinneinheit“ nennt. Ermatinger erinnert daran, wie Goethe und Schelling solche Sinn- und Zweckeinheit des Individuellen mit dem Wesen des Organischen in Verbindung gebracht haben. So hat der Organismusbegriff bei der Analyse der geistigen Welt seit der Goethezeit mehr oder minder im Vordergrund gestanden. Auch in der sogenannten positivistischen Zeit war der Organismusbegriff nicht in Vergessenheit geraten. Die von Ermatinger aufgestellte Alternative zwischen positivistischer und „mythisch-symbolischer“ Auffassung der literarhistorischen Aufgabe scheint mir aber das Problem der Methodik zu rigoros zu begrenzen. Geht man nicht auf dem alten idealistischen Wege von der Individualität des wissenschaftlichen Beobachters aus, wie es Ermatinger zu tun scheint, sondern sozusagen ontologisch vom wissen-

schaftlichen Objekt, so mögen sich weitere Folgerungen ziehen lassen. Wir fragen in diesem Sinne: Was ist eigentlich die *literargeschichtliche Wirklichkeit*, der sich die Forschung zuzuwenden hat?

Wir machen einen Unterschied zwischen Wirklichkeit und Wahrheit. Ermatinger spricht (S. 268 seines Buches „Das dichterische Kunstwerk“) von einer „Wahrheit des dichterischen Kunstwerks“ im allgemeinen. Er sieht sie abhängig von der weltanschaulich bedingten Idee einer Dichtung. Er meint dabei ausschließlich die „sittliche Wahrheit“ und stellt die bekannte Frage: Wie kommt es, daß verschiedene Dichter in der einen großen Grundfrage über Gut und Böse, über Schuld und Schicksal, so verschiedene Ansichten haben? Es handele sich darum, ob der Dichter so groß sei, sein sittliches Urteil so hoch und weit sei, daß es in die Höhe und Unendlichkeit des sittlichen Wirkens der Vernunft hineinreiche, oder ob er „in den Grenzen einer trüben Kulturatmosphäre“ befangen bleibe. Ermatinger spricht nur von ethischen Wahrheiten. Man entbehrt die Berücksichtigung dessen, was man als ästhetische Wahrheit zu bezeichnen pflegt, man entbehrt aber auch Hinweise auf den ganzen Komplex dessen, was die Philosophie theoretische Wahrheit nennt. Und wenn man schon nur einen Teil des gesamten Wahrheitsbegriffs ins Auge faßt, dann scheint mir das, was man Lebenswahrheit nennt, noch wichtiger zu sein, als der Begriff der sittlichen Wahrheit, in dem sich das einigermaßen geklärte Verhältnis zwischen Kunst und Sittlichkeit krystallisiert. In dem Begriff der Lebenswahrheit kommt man dem Begriff der literaturgeschichtlichen Wirklichkeit einen Schritt näher. Lebenswahrheit, das heißt, daß der Dichtung eine überzeugende Kraft innenwohnt, soweit sie Wirklichkeitsspiegelung ist.

Wie aber ist nun das Verhältnis zwischen sogenannter geschichtlicher Wirklichkeit und literargeschichtlicher Wirklichkeit, und was verstehen wir überhaupt unter „Wirklichkeit“ in diesem Zusammenhange? Cysarz hat sich um diesen Fragenkreis nachdrücklich bemüht. Er erklärt, die Literaturgeschichte sei kein Enclave der Weltgeschichte; ihre Prinzipien entfernen sich von den Grundsätzen des weltgeschichtlichen Historikers. In der Literaturgeschichte sind nach Cysarz Tat und Täter gegeben. Die Weltgeschichte aber bietet nur mehr oder minder verfälschte Berichte über meist unreelle Geschäfte. Im dichterischen Werk werden indessen Schöpfer und Schöpfung eins. Wer hingegen hat 1914 den Funken ins Pulver geworfen? In der Weltgeschichte walte jener Gott, in dessen Namen Kriege und Geschäftsbücher geführt werden. Die wesentlichen Linien des Ablaufbildes stammen nach Cysarz aus unerklärbaren oder unwägbaren Teilursachen. In der Literaturgeschichte fromme es dagegen nicht, sich zu erkundigen, wie es denn eigentlich gewesen sei. Wir erfahren in der Kunst vielmehr unmittelbar, wie es *ist* und lebt und sich bewegt. Die Welthistorie ordne ihr Material zum Nacheinander. Die geisteswissenschaftliche Literaturgeschichte ist im Nebeneinander erfassbar. Für sie steht z. B. Aristophanes nicht ferner als Bernard Shaw. Literarische Perioden seien also nicht Ablaufstrecken sondern Kreisläufe. In der

Kunst stehe nicht wie in der Weltgeschichte das Werden und die Entwicklung zur Debatte sondern das „ruhende Sein.“ Cysarz leugnet geradezu die Fruchtbartigkeit des Entwicklungsbegriffs für die Literaturgeschichte. Er wagt die Antithese: Die Unsterblichkeit in der Weltgeschichte beruht zumeist auf der überzeitlichen Unbedingtheit der sittlichen Werte, die Unsterblichkeit in der Geistesgeschichte auf der Gegenwartsdauer Gebild gewordenen Lebens. Die Literaturgeschichte hat somit das Sein, das „Ineinander“ zu behandeln; ihr ist ein „räumliches“ Problem aufgegeben, während die allgemeine Geschichte sich mit dem Werden beschäftigt. Wahre Geschichte ist für Cysarz nicht das Laufende, Wechselnde, das Nacheinander, sondern das Widerspiel des Bewegten mit einem in sich Beharrenden. Ich hoffe, daß ich das Wesentliche der Anschauungen Cysarz' angemessen wiedergegeben habe. Sein rhapsodischer und aphoristischer, ja paradoyer Stil läßt manche Gedanken etwas stärker schillern, als es für das Verständnis wünschenswert erscheinen will. Die Erklärung für Cysarz' These glaube ich unter anderm in der Tatsache zu finden, daß er vor allem das als Objekt der Literaturgeschichte ansieht, was man „Kollektivindividualität“ nennen mag. Er sucht in der Geistesgeschichte nicht den kausal zu erklärenden Wechsel, die Entwicklung, sondern die Deutung von Individualitäten und Kollektivindividualitäten. Die Würdigung und Erklärung von kollektiven Wesenheiten (der Stile, Gruppen, Gesamtbewegungen) ist die Hauptaufgabe. Bewegungen wie die Renaissance, die Aufklärung, die Romantik, Impressionismus, Naturalismus, individuelle Ganzheiten und Gemeinschaftlichkeiten, sind das wichtigste Forschungsobjekt der Geisteswissenschaft. Es handelt sich bei diesen Kollektivismen um wohlbekannte Forschungsprojekte, welche seit den Zeiten, wo man an den „Volksgeist“ glaubte, immer wieder in den Vordergrund getreten sind. Seit der Überwindung des Positivismus ist das Interesse für sie belebt worden. Insbesondere schien die Phänomenologie Husserls den Literarhistorikern eine Zeit lang eine glückliche Handhabe für solche Probleme zu bieten. Es sei z. B. an die Ausführungen des deutschen Anglisten Deutschbein über das Wesen der Romantik erinnert. Anderseits steckt in solcher Blickrichtung unverarbeiteter Herderscher Geist. Martin Schütze hat 1933 in seiner Schrift „Academic Illusions“ Anregendes und Vorurteilsfreies gesagt, was z. T. in diesen Zusammenhang gehört. Die Forschung lenkt die Aufmerksamkeit wieder viel stärker auf das innere Leben solcher kollektiven Zentren, auf die Gemeinschaftsseele, auf Gesamtschicksale. Aber rechtfertigt das eine Verallgemeinerung dahin, daß es sich bei der Literaturgeschichte überhaupt nur um ein Nebeneinander, gleichsam nur um Intensitäten handelt, während die Weltgeschichte das Extensive, die Entwicklung, die kausalen Zusammenhänge zu bedenken hat? Man wird gewiß eine Erscheinung wie das Literaturbarock oder die Biedermeierzeit als ein Ineinander und Nebeneinander erforschen können. Aber kann man das nicht auch mit der Zeit Napoléons? Und außerdem ist die Erforschung von Gemeinschaftsgebilden durchaus nicht nur ein Privileg der Literaturgeschichte. Sie ist auch für die Ge-

schichte der übrigen Künste anwendbar. Die Literaturgeschichte ist genau so wie die Kunstgeschichte, die Ideengeschichte oder die Kirchengeschichte und die allgemeine Geschichte im Längsschnitt wie im Querschnitt erforschbar. Der einzelne Forscher wird je nach seiner Begabung und Neigung mehr das Nacheinander oder das Ineinander ins Auge fassen. Es handelt sich dabei um Gradunterschiede und Betonungen. Irgendwie verbindet sich in jeder tüchtigen literarhistorischen Bewältigung von Problemen der Sinn für das Räumliche und Atmosphärische im Nebeneinander mit der Aufgeschlossenheit für das Wesentliche und Wirkungsvolle im Nacheinander.

Was aber ist nun der Unterschied zwischen dem Objekt der reinen Geschichte und dem der Literaturgeschichte? Wir unterscheiden zwischen dargestellter Geschichte und dem eigentlichen Prozeß des historischen Geschehens, der ganz unabhängig von der etwaigen Darstellung lebt. Sehr selten wird in der darstellenden Geschichte eine wirkliche Vulgatmeinung erreicht. Die Darstellungen der einzelnen Völker pflegen stark von einander abzuweichen. Man braucht bloß den Schulunterricht in der Geschichte bei den verschiedenen Nationen zu vergleichen, um den Grad des Unterschiedes zu ermessen. Nicht einmal, wo es sich um abgelebte Zeiten handelt, ist eine einheitliche Geschichtsdarstellung erreichbar. Aber nun gibt es hinter dem Dargestellten noch das eigentliche Geschehen, das für sich selber lebt, auch ohne Darstellung. Wie es in jedem Menschen eine Erinnerung, ein verarbeitendes Bewußtsein der erlebten Vergangenheit gibt, das auch unausgesprochen, manchmal nur halbbewußt, lebt und fortwirkt, so existiert auch eine allgemeine Er-Innerung, wie Hegel diese „Innerlichkeit“, die Geschichte, in seiner Phänomenologie des Geistes nennt. In diesem Sinne lebt Geschichte unabhängig, wird weitergesponnen, wirkt immer neu sich zeugend und gestaltend fort. Diese Geschichte ist *Wirklichkeit*, sie ist nicht minder wirklich als die uns umgebende Welt. — Das eigentliche Kennzeichen dieser *geschichtlichen Wirklichkeit* ist nun, daß sie *wirksam* ist. Wir halten es dabei z. B. mit Schopenhauer, der die Wirklichkeit dahin definierte, daß in ihr ein besonderer Grad der Wirksamkeit festzustellen sei. Es ist nicht nötig, an diese Erklärung der geschichtlichen Wirklichkeit weitere erkenntnistheoretische oder philosophische Ausführungen zu knüpfen. Man kann von dieser Auffassung der Geschichte aus noch zu sehr verschiedenen Lösungen allgemeiner philosophischer und weltanschaulicher Probleme kommen. Genug, daß die geschichtliche Wirklichkeit keineswegs nur zur „logischen Begriffswelt“ gehört, sondern real ist und ontologisch verstanden werden will. Wir stehen dieser unabhängigen Macht der geschichtlichen Wirklichkeit als Beobachtende, Begreifende, Erklärende gegenüber. Es handelt sich bei dieser geschichtlichen Wirklichkeit nicht um eine nur subjektiv vorhandene Welt.

Gegenüber dieser geschichtlichen Wirklichkeit hat der Historismus die Haltung eingenommen, daß er die genauen Tatbestände zu erforschen habe, daß es ihm mittels immer feiner geschliffener methodischer Werk-

zeuge gelinge, zu erkennen, „wie es wirklich gewesen sei.“ Dieser Historismus ist, wie Troeltsch es beschrieben hat, daran zu Grunde gegangen, daß er trotz unverlierbarer Feinheit seiner methodischen Mittel und trotz wahrhaft alexandrinischer Tatsachenaufhäufung nicht die Kraft besessen hat, die empirische Vielheit zu rechter Zeit in einer Synthese, einer Gesamtschau, zu integrieren. Wo große Forscher auf dem Wege dazu waren oder zum Ziel gelangten, da schufen sie es meist mehr in impressionistischer Ergriffenheit als im Dienste einer geschlossenen Weltschau oder im Einklang mit einer philosophischen Grundhaltung. Die Frage, welche der Historismus offen ließ, war, ob denn mit einer noch so gründlichen Beobachtung, Beschreibung und kausalen Verknüpfung der Fakten das Verständnis der geschichtlichen Wirklichkeit erschöpft werden könne. Der Historismus, letztlich doch ein Enkel der Aufklärung, hatte das Empfinden für das eingebüßt, was man das *mythische Element* der geschichtlichen Wirklichkeit nennen kann. Dieses mythische Element der Geschichte ist in der Tatsache ausgedrückt, daß nicht allein die faktisch belegbare Erscheinung geschichtlich fortwirkt, sondern daß hinter ihr noch eine irrationale Macht am Werke ist. Hinter dem aus Urkunden und Dokumenten erfaßbaren Napoléon reckt sich seine mythische Erscheinung, die für das Fortwirken des Mannes und seiner Schöpfung bedeutungsvoller sein kann als alles Tatsächliche. Die Frage der Werte in der Geschichte hängt mit diesem Phänomen zusammen. Wirkung und Dauer des Fortlebens einer Gestalt, einer Bewegung, eines Ereignisses sind die entscheidenden Gradmesser. Die Intensität der Wirkung, die Größe und Dauer der Folgen, stehen vor allen übrigen Maßstäben. Sie sind aber nicht allein von der urkundlich belegbaren Erscheinung oder von dem urkundlich belegbaren Ereignis abhängig, sondern auch von dem, ~~v. 18~~ wir das mythische Element nannten. Wir haben einen Napoléon der unmittelbaren Sicht, und wir haben einen Heros, dessen Mythus die Geschichte mit geformt hat. Wir haben einen Wilhelm von Humboldt, der im unmittelbaren Umgang mit seinen Zeitgenossen und Freunden viel von einem geistigen Genießer und geistreichen Dilettanten hatte und nicht einmal ein überragender Verwaltungsmann war, und zugleich ein Bildungsphilosoph und ein höchst angeregter Sprachforscher, und wir haben einen Wilhelm von Humboldt, der durch ein bloßes Dasein und sein Vorbild als der Neugründer des ganzen deutschen Bildungswesens im Gedächtnis des deutschen Volkes fortlebt. Die irrationale Wandlung und Wirkung einer Gestalt, eines Ereignisses, bedeutet eben an sich für die Geschichte etwas.

Nun hat man in den letzten Zeiten der allgemeinen geistigen Krise die beiden „Anschaungsformen“ – nennen wir sie, die empirische und die mythische – meistens feindlich und unvereinbar gegeneinander gestellt. Nach meiner Meinung rückt die Entwicklung der letzten Jahre beide Sehweisen harmonisch aneinander. Die Forschung muß beides pflegen. Die Scheidung in Empiriker und Absolute ist überlebt. Das Verhältnis der empirischen Fakten zum mythischen Befund bedarf natürlich eingehender Behandlung. Die Untersuchung dieser Beziehungen wäre für die

Erkenntnis der geschichtlichen Wirklichkeit von großer Tragweite. Wenn man feststellt, daß Goethe sich selbst in Einzelheiten über das Zustandekommen seiner Freundschaft mit Schiller geirrt habe, daß faktisch die Dinge anders liegen, als er oder andere später glaubten, so hat diese Berichtigung ihren Wert. Aber, was Goethe selber glaubte, was etwa danach die Nachwelt glaubte, kann unter Umständen wirkungsschwerer sein als die Tatsachen. Wer jemals Geschichte gemacht hat, wer geschichtliche Persönlichkeiten und Ereignisse aus der Nähe mitbeobachtet hat, der weiß, daß es wirklich eine Metaphysik der Geschichte gibt, die mächtiger werden kann als das Empirisch Gegebene, zunächst Greifbare und Sichtbare.

Schreiten wir nun von diesen rein geschichtlichen Erwägungen zur eigentlich literaturgeschichtlichen Frage. Was ist der Unterschied zwischen dem empirischen Material der allgemeinen Geschichte und dem empirischen Material der Literaturgeschichte? Soweit es sich um die Dichter selbst handelt oder um die urkundlich belegbare äußere Entstehung ihrer Werke, hat der Unterschied zwischen den Objekten der allgemeinen Geschichte und den Objekten der Literaturgeschichte wenig auf sich. Soweit fernerhin die Dichtung als Repräsentant und Behälter bestimmter Ideen oder als Ideengeflecht behandelt wird, ist der Abstand zwischen geschichtlichen und literargeschichtlichen Gegenständen nicht verschieden von dem Abstand zwischen dem Objekt der politischen Geschichte und dem Objekt der Ideengeschichte. Wer z. B. Meineckes Werk „Vom Weltbürgertum zum Nationalstaat“ und die Werke dieser Richtung würdigt, weiß, daß und wie die politische und die Ideengeschichte ineinander gewoben werden können. Die Grundsätze ideengeschichtlicher Forschung sind in Theorie und Praxis soweit veranschaulicht worden, daß wir hier nicht auf sie einzugehen brauchen. — Anders steht es mit der Geschichtsschreibung der Kunst und der Dichtung an sich. Es ist damit nicht die äußere Geschichte einer Gattung, eines Stils, gemeint oder die genetische Beschreibung und Erklärung künstlerischer Geflogenheiten. — Von den Problemen, welche auftauchen, sowie es sich nicht um rein künstlerische Formgeschichte handelt, ist die Musikgeschichte, die Geschichte der Architektur oder des Tanzes oder der Ornamentik viel weniger betroffen als die Geschichte der Dichtung. Die Dichtung vor allem empfängt ihr Licht in noch viel stärkerem Maße als die Musik oder die Architektur von dem durch Worte vermittelten Ausdruck des geistigen Lebens, das sie umgibt. Sie ist mindestens ein sehr viel greifbarerer und vernehmlicherer Ausdruck des Geistes ihrer Zeit, als andere Künste es sind. Den Geist einer Zeit in seiner in der Dichtung zum Ausdruck kommenden Erscheinung zu erkennen und die Dichtung in Beziehung zu setzen zu den übrigen gleichzeitigen Erscheinungsformen des geistigen Lebens, ist eine der wichtigen Aufgaben der literargeschichtlichen Forschung. Ist das politische Geschehen in erster Linie eine Geschichte der Taten, der Handlungen, der Ereignisse, kann die politische Geschichte beleuchtet und besser verstanden werden durch die Untersuchung der gleichzeitigen allgemeinen Ideen

und Ideologien, so hat der geistige Ausdruck, welchen die Zeit in ihrer Dichtung findet, dabei seine besondere Note und seinen eigenen Klang. Dichtung ist verdichtetes, erhöhtes, intensiveres Leben, wenn es wirkliche Dichtung ist. Ermatinger sieht mit andern Forschern im „Symbol“, im Symbolischen, das Kennzeichen, das wesentliche Ausdrucksmittel dieses erhöhten Lebens der Dichtung. Der Symbolbegriff wird allerdings von den verschiedenen Forschern, die sich mit ihm beschäftigt haben, nicht einheitlich erklärt.¹ Der Sprachgebrauch und das Sprachverständnis der Worte „allegorisch“ und „symbolisch“ sollte nicht ohne Berücksichtigung der religionsgeschichtlichen Grundlagen erörtert werden. Wir müssen an einer Erörterung dieses wichtigen Begriffs hier vorbereiten. Es genügt zu wissen, daß die Symbolwirkung einer Dichtung ihre Anschaulichkeit mit einbegreift, daß Wesenhaftigkeit des Symbols und wirkungsvolle Bedeutung mit einander verflochten sind. Das Symbol lebt aus eigener Wurzel, ist nicht nur Instrument der Dichtung. Es wächst spontan aus der beseelten Dichtung heraus. Jede tiefe Dichtung besitzt symbolische Leuchtkraft. — Sinnerfüllte Anschauung in poetischen Bildern lenkt den Blick auch auf den Gehalt der Dichtung, welcher der weltanschaulichen Struktur der Philosophie verwandt, aber nicht mit ihr identisch ist. Diltheys Sinnen war dem Problem der *dichterischen* Weltanschauung und dem Unterschied zwischen Dichtung und Philosophie immer von neuem zugewandt. „So wenig“, sagt Ermatinger, „ist der Dichter begrifflicher Denker, daß die Unterschiede zwischen den philosophischen Lehrmeinungen gar nicht ins Innere seines Gemütes dringen.“ „Weltanschauung ist, wenn sie schöpferisch sein soll, nicht ein System von philosophisch-wissenschaftlichen Begriffen, sondern ein Wirken von geistigen Kräften, die aus der im Gedankenerlebnis erzeugten Ichidee aufstrahlen.“ Die Konkretisierung der in der Philosophie normenhaft auftretenden Weltanschauung durch das Bild lebendiger Menschen, durch das Mitschwingen des Seelischen, ist also das Wesentliche. Es versteht sich, daß es Poesie gibt, die weniger weltanschaulich ist. Die Schwesternkünste tragen z. T. weniger weltanschaulichen Gehalt mit sich als die Poesie. Sie geben ihn meist nicht so unmittelbar her wie die Poesie. Es handelt sich bei der Dichtung nicht allein um ethische Probleme und Situationen, sondern um das selbständige Leben von allgemeinmenschlichen Konflikten und Alternativen. Man kann geradezu davon sprechen, daß die Poesie im Ausdruck weltanschaulicher Probleme in einem gewissen Vorteil gegenüber der Philosophie ist. Die Philosophie als Deuterin des Lebens und der Welt hat ihre Grenzen, welche die Dichtung noch zu überschreiten in der Lage ist. In den unerschöpflichen Beziehungen von Mensch und Mensch, Mensch und Natur, Trieb und Sitte, Schuld und Schicksal, Leben und Tod ist die Dichtung unter Umständen eine stärkere und eine zartere Deuterin als die Philosophie. Während das Leben als solches seinen Sinn nur demjenigen er-

¹ Die neuesten „Voruntersuchungen zum Symbol“, die Pongs kürzlich als zweiten Band seines Werks „Das Bild in der Dichtung“ herausgebracht hat, waren mir noch nicht zugänglich.

schließen kann, der die Begebenheiten und Erfahrungen in einen tieferen Sinnzusammenhang zu bringen vermag, bietet sich das dichterische Kunstwerk mit seinen Spiegelungen als Führerin an, die den Deutungswillen und das Deutungsverständnis anregt. Dichtung und Philosophie stehen, wenn dieser Vergleich erlaubt ist, ein wenig wie Anschauung und Begriff. Ohne Anschauung verkümmert der Begriff. Wir haben eine *lebende* Philosophie in unsren Händen, wenn wir uns der großen Dichtung hingeben. Gerade weil die Probleme so oft, wie Jaspers es ausgedrückt hat, Antinomien, Grenzsituationen enthalten, wirkt ihre Behandlung in der Anschaulichkeit so eindringlich.

Wir sprachen von den zwei Wesensarten der geschichtlichen Wirklichkeit, dem positivistisch erfaßbaren Tatsachenkomplex und dem mythischen Element. Der symbolische Hochwert der Dichtung vermittelt uns, wie wir sagten, nicht nur die persönliche Anschauung des Dichters, sondern er trägt zugleich die Physiognomie der Zeit. Wir erkennen eine Epoche nicht allein aus den Ereignissen, den Ideen und den Idealen des Lebens, sondern auch aus der künstlerischen Symbolik, die uns in der Dichtung entgegentritt. Zwar weist große Dichtung hinaus ins Überzeitliche. Der Historiker aber hat es *zuerst* mit dem Zeitgeist zu tun. Die Literaturgeschichte hat hier noch eine große Aufgabe vor sich. Der Geist der Goethezeit erhellt den Geist des ganzen Zeitalters. Nicht immer freilich wird der Geist einer Dichtung oder einer Dichtungsepoke ein so beherrschendes Element darstellen wie in der Goethezeit. Aber das innere Verhältnis dieser Mächte zueinander bedarf der Behandlung durch den Literarhistoriker. Die Aufgabe selbst war vielleicht früheren Generationen gegenwärtiger als der letztvergangenen. Scherer, der eben durchaus kein enger Positivist im Sinne der Terminologie des letzten Menschenalters gewesen ist, stellte schon die Forderung auf, daß auch die Geschichte der Wissenschaften in die Literaturgeschichte hineingezogen werden müsse. Er hielt es sicherlich mit Gervinus' Worten: „Unsere Poesie stand von je her weniger vereinzelt als in andern Ländern, und besonders im vorigen Jahrhundert griff sie mit ungemeinen Folgen in alle Fächer des Lebens und der Wissenschaften ein und verzweigte sich nach allen Richtungen mit den Bestrebungen der Zeit. Klopstock wirkte auf die Religion, Wieland auf die Philosophie und Altertumskunde, Herder auf die Geschichte und Theologie. Bei Goethe und Schiller fragen wir mehr nach Lebensansichten als nach Poesie, und wir behandeln sie als Philosophen, als Vertreter ganzer Richtungen nicht der Dichtung, sondern des Gesamtlebens.“ Wenn also Heinzel Scherers Literaturgeschichte vorwarf, sie sei nicht Literaturgeschichte im Sinne Winckelmannscher Stilkritik, sondern Geschichte des geistigen Lebens, so ist das nach unserer Meinung höchstes Lob. Es zeigt sich aber auch, daß diese Schweise späteren Forschergenerationen nicht immer so lebendig war wie Gervinus und Scherer. In solcher geschichtlichen Erhellung des Geistes der Zeit durch die Dichtungen – das wiederholen wir – steht aber immer das

mythische Element der geschichtlichen Wirklichkeit, wie es durch das Symbol der Dichtung mit repräsentiert wird, im Vordergrund.

Dieses „mythische Element“ wird nun aber in der Literaturgeschichte in seinem eigensten, gleichsam immanenten Bereiche aufgedeckt, wenn die literarische Wirkung und Geltung der Dichtwerke und ganzer Literaturepochen in ihrem Wandel und Wesen ins Auge gefaßt wird. Die Geschichte des literarischen Publikums und des literarischen Geschmacks, welche in diesen Zusammenhang gehören, ist noch nicht geschrieben worden. Nach monographischen Vorarbeiten z. B. von Roethe und Schücking regt es sich erst in letzter Zeit etwas mehr auf diesem Gebiet. Auch Merkers soziologischer Programmvorstellung streifte dieses Problem. Es ist merkwürdig, wie zaghaft die Literaturgeschichte dieser Aufgabe gegenübergestanden hat. Das Wachsen und Sinken der Geltung einer Dichtung ist aber ein literaturgeschichtliches Problem erster Ordnung. Ich glaube nicht, daß Petersen im Recht ist, wenn er S. 268 seines Buches „Die Wissenschaft von der Dichtung“ sagt: „Die Wirkungsgeschichte bietet der Geschmacksgeschichte kaum nennenswertes Material, wenn sie keine unbegreiflichen Widersprüche aufweisen kann.“ Ohne Geltungs- und Wirkungsgeschichte — ich betone das Wort Geschichte und nicht den Einzelfall — ist jede Literaturgeschichte ein unvollendetes Unternehmen. Der Literarhistoriker muß dabei den Gründen des Geltungswandels so tief nachgehen, wie es die allgemeine geisteswissenschaftliche Perspektive erlaubt. Diese Wirkungen eines Dichters, eines Dichtwerks einer Epoche der Literatur, sind Geschehnisse, denen gegenüber der Literarhistoriker mit größtem Respekt verfahren wird, sofern es sich dabei um spontane Wirkungen handelt. Er wird nicht auf sein eigenes wohlzubegründendes Urteil verzichten. Aber er muß wirklich ein durchgebildetes System der literarischen Werte besitzen. Dazu gehört, daß er über die Sicherheit historischen Zeitgefühls verfügt, daß er Takt und Würde bewahrt gegenüber dem geschichtlich Abgeschlossenen, daß er ein Organ hat für die Metaphysik geschichtlichen Lebens. Das Ansehen der Literaturgeschichte würde nicht erhöht, wenn Gelehrte, über deren eigene geschichtliche Langlebigkeit noch keine Entscheidung gefallen ist, mit ihrem Urteil über vergangene Dichter und Dichtungen, die schon ein langes geschichtliches Leben haben, einen unberechtigten Einbruch des Zeitlichen in das Überzeitliche begehen. Die gewordene Geschichte ist ein Platz, der geschützt werden sollte vor der Willkür zeitgebundener Privatmeinungen. Die Sterne des geschichtlichen Himmels kann man nicht herunterholen, man kann auch ihren Glanz nicht ohne tiefe Gründe beeinflussen. Die Aufgabe ist, den gestirnten Himmel zu betrachten und zu erforschen.

Der Literarhistoriker hat die Aufgabe, in der Geschichte der Dichtungen den Spiegel des seelisch-geistigen Lebens ihrer Zeit zu sehen und den Geist der Dichtung, der Dichtungsepoke, zu dem Geist der Zeit in Beziehung zu setzen. Er hat zweitens den Wandel der Wirkung und Geltung der Literatur durch die Geschichte hindurch zu verfolgen und seine Schlüsse daraus zu ziehen.

Die vorliegenden Ausführungen erheben nicht den Anspruch, die Aufgaben der Literaturgeschichtsschreibung erschöpfend zu umschreiben. Entscheidend für solche theoretischen und programmatischen Darlegungen bleibt die praktische Durchführung. Jede echte Literaturgeschichte wird durch eine tragende Idee gerechtfertigt werden müssen, die das Ganze durchwirkt. Diese Grundidee röhrt stets an das metaphysische Problem der Literaturgeschichte. Sie dient dem Versuch, den Schleier zu lüften, vor dem sich die geschichtliche, die literargeschichtliche Entwicklung vollzieht. Es ist die Frage nach dem „Warum“, welche ungeachtet aller verborgenen Resignation neben dem vorhergehenden „Wie“ nicht zum Schweigen gebracht werden kann, welche immer wieder ihr Haupt erhebt. Dieses „Warum“ pflegt meist aus der konstruktiven Idee einer Gesetzmäßigkeit im Ablauf literargeschichtlichen Geschehens beantwortet zu werden. Man leugnet zwar herkömmlicherweise die Gültigkeit von Gesetzen in den Geisteswissenschaften, oder man legt, wie Ermatinger es tut, dem Gesetzesbegriff einen Sinn unter, der nichts mit naturwissenschaftlichen Gesetzesbegriffen zu tun hat. Dennoch ist die Erklärung des Geheimnisses des literargeschichtlichen Ablaufs gerade in bedeutenden Literaturgeschichten durch Ideen versucht worden, welche in sich ein Gesetz enthielten, das nun wieder die ganze Entwicklung unter den Zwang eines sich notwendigerweise so und nicht anders vollziehenden Geschehens stellte. Die erklärende Idee schloß in sich etwas von Praedestination oder Determinaton. Was damit gemeint ist, soll zum Schluß an den Literaturgeschichten von Gervinus, Scherer und Nadler erörtert werden.

Gervinus, der endlich einmal Literaturgeschichte als Geschichte schreiben wollte, war der Ansicht, daß die literarische Revolution, die das Zeitalter Goethes und Schillers heraufführte und kennzeichnete, eine abgeschlossene Entwicklung, ein Ganzes, darstelle, so daß eine weitere Blütezeit nicht wieder zu erwarten sei. „Keine Pflanze gründ wieder, ohne einmal die Blätter abzuschütteln!“ Das Beispiel der siegreichen deutschen Literatur soll ein Muster abgeben für die kommende siegreiche politische Geschichte der Taten und Handlungen des deutschen Volkes. Jede Geschichtsschreibung muß nach Gervinus zur Ruhe führen. Das aber vermöchte nach Gervinus in seiner Zeit keine Darstellung der politischen Geschichte. „Den Geschichtskünstler möchte ich sehen“, sagt Gervinus, „der uns von der Schilderung des gegenwärtigen politischen Zustandes Deutschlands getröstet zu entlassen verstände.“ Das höchste Ziel einer vollendeten Reihe von Begebenheiten kann nach Gervinus nur da erreicht sein, wo die Idee, die in ihnen zur Erscheinung zu kommen strebt, wirklich durchdringt, und wo eine wesentliche Förderung der Gesellschaft oder der menschlichen Bildung dadurch erlangt wird. Das Geheimnis, das Gervinus uns entschleierte, liegt in der Behauptung, daß die dichterische Manifestation des deutschen Geistes ihren Abschluß hat finden müssen. Der Gang der deutschen Literatur hat sein Ziel erreicht. Zugleich aber ist damit jede weitere Entwicklung determiniert. Man weiß, daß es in historisch absehbarer Zeit keine Höherentwicklung mehr geben kann. Man kann daher

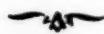
den höchstens Typus des dichterischen Wesens, der den Deutschen erreichbar ist, paradigmatisch vor die Nation hinstellen, welche der Einwirkung durch ein Vorbild auf dem ihr bevorstehenden politischen Höhezuge bedarf. — Wilhelm Scherer hat mit seiner von Lorenz beeinflußten These einer gesetzmäßig in drei Abständen von je 600 Jahren verlaufenden Phase, bei der obendrein der erste Höhepunkt um 600 konjiziert war, ebenfalls eine Idee durchgebildet, die sowohl das Warum des Ganges zu erklären strebte, wie sie die Möglichkeiten der Entwicklung durch das regelmäßige Auf und Nieder in 600 Jahren begrenzte, ja einengte. Das Wesen der Deutschen beschreibt Scherer unter anderm dahin, daß wertvolle Errungenschaften, kaum gewonnen, wieder verloren gehen und der Deutsche von vorn anfangen müsse. In dem „merkwürdig einfachen Schema“ dreier großer Wellen, Berg und Tal in regelmäßiger Abfolge, liegt schon die Voraussage des Jahres 2100 als des tiefsten Standes der Literatur und des Jahres 2400 als nächster Blütezeit eingeschlossen. Scherer versuchte, an die Pforten zu röhren, welche das Geheimnis der Literaturgeschichte des deutschen Volkes bergen. Indem er des Rätsels Lösung in einer Art gesetzmäßigen Verlaufs gefunden zu haben glaubte, benahm er seiner Erkenntnis zugleich wieder ein Stück Freiheit. — Das Zauberwort, durch das Nadler seiner Literaturgeschichte ihren originellen Charakter gab, hieß bekanntlich: Stammeszugehörigkeit. Die Einwände gegen Nadlers eigenwüchsigen und kühnen, ja überkühnen Wurf sind in den letzten Zeiten so oft geltend gemacht worden, daß wir uns kurz fassen können. Die Übertragung eines biologischen Prinzips auf die Geistesgeschichte geschah zweifellos nicht behutsam genug. Das ethnologische Problem des „Stammes“ war und ist ganz ungelöst. Die Zugehörigkeit des einzelnen Dichters zum Stamm wird von Nadler oft diktatorisch und mit erstaunlicher Willkür entschieden. Von dem Augenblick an, wo aber die Zuteilung entschieden ist, wandelt sich der Dichter trotz eindrucksvoller Würdigung seiner Individualität zu einer Art Kollektiv. Er wird eingeschmolzen in die Allgemeinheit. Seine Schöpferkraft ist zwar nicht berechenbar, aber sie ist in ihrer Richtung irgendwie determiniert durch den Stamm, welchem er angehört. So wird auf unzureichenden Fundamenten ein Bau aufgerichtet, in dem mit suggestiver Darstellungskraft die Probleme der Ursiedlung und Neusiedlung, des völkischen Besitzes und des antiken Erbes, der katholischen Grundständigkeit und einer protestantischen episodenhaften Epoche verarbeitet werden. Da die Stämme als „literaturbildende und literaturgetragene Wesenheiten nicht bestritten“ werden können, so lüftet Nadler für Augenblicke den Schleier von Geheimnissen und Zusammenhängen, die jeder als vorhanden oder möglich anzusehen geneigt ist. Aber in dieser Erklärung liegt schon wieder die Bindung des Einzelnen an eine Gesetzmäßigkeit.

Die Verbindung von „Freiheit und Notwendigkeit“ in den leitenden Ideen dieser drei Literaturgeschichten dürfte in der Tat ihrer Struktur nach eine gewisse Ähnlichkeit haben. Es könnte die Frage auftauchen, ob nicht geradezu etwas von Wahrsagerei in solchen spekulativen Ideen

liege. Solange indessen die Konkretisierung dieser spekulativen Ideen mit so starker methodologischer Begründung vollzogen wird, wie es z. B. bei Gervinus und Scherer der Fall war, hält die Literaturgeschichte noch „Magie von ihrem Pfad entfernt“. Durch willkürliche Vergewaltigung läßt sich allerdings die geschichtliche Wirklichkeit ihres geheimnisvollen Schleiers nicht berauben. Wo man ihr in der Literaturgeschichte etwas mit Hebeln und mit Schrauben abzugewinnen versuchte, war der Erfolg leider nur der, daß der Glaube an die Allgemeingültigkeit, an die Fruchtbarkeit literaturgeschichtlicher Bemühungen in der geistigen Welt nicht gestärkt wurde.

* * * *

Unser Weg hat uns von der Literaturwissenschaft zur Literaturgeschichte führen sollen. Die Darlegungen würden mißverstanden sein, wenn aus ihnen die geringste Unterschätzung philologischer Arbeit oder eine Minderabschätzung des Wertes der Monographie und der Einzelanalyse herausgelesen würde. Aber es sollte durch sie allerdings einer Betonung der literaturgeschichtlichen Zielsetzung vorgearbeitet werden. In demselben Maße wie eine im Taumel der Revolutionen befangene Welt das Gefühl für die Unentrinnbarkeit historischer Kontinuität zurückgewinnen wird, mag sich auch wieder das Bedürfnis herausstellen, die ideelle Notwendigkeit des geschichtlichen und literargeschichtlichen Ablaufs begreiflicher zu machen. Man wird wieder stärker als im Augenblick von der Literaturwissenschaft zur Literaturgeschichte streben. Die Geschichtsphilosophie ist auch für den Literarhistoriker eine der letzten Pforten, durch die er schreiten muß, wenn er den tieferen Sinn seiner Arbeit erfassen will. „Großes in dem Lebensring wird nur zur Entwicklung kommen, wenn es uns vorübergingt.“



DER KONFLIKT ZWISCHEN GESELLSCHAFT UND GEMEINSCHAFT IM WERKE SUDERMANNS

JOHN P. UMBACH
Blue Ridge College

In dem Vergesellschaftungsprozeß des neunzehnten Jahrhunderts, der besonders in der Zeit nach der Reichsgründung zu mehr bestimmter Entfaltung kommt, wird der Einzelmensch aus seiner natürlichen Wesenheit herausgelöst und in ein mehr oder weniger künstliches, vorwiegend materiell orientiertes Zweckgefüge versetzt. Ferdinand Tönnies sieht in diesem Umformungsprozeß die Herausbildung eines Organismus neugearteter soziologischer Struktur: "Zwei Zeitalter stehen in den großen Kulturentwicklungen einander gegenüber: ein Zeitalter der Gesellschaft folgt einem Zeitalter der Gemeinschaft."¹ Während in der Gemeinschaft naturgemäß zusammengehörende Individuen zu einem Ganzen zusammengeschlossen sind das in sich selbst einen ideellen Sinn hat, werden im Verlaufe der Vergesellschaftung Einzelmenschen zu meist materiell gerichteten Zwecken in zusammenhanglosen Gruppen summarisch zusammengefaßt, ohne ihre Eigenschaft als Einzelteile zu verlieren. Auf der einen Seite führt eine solche Entwicklung zu einer Anhäufung von Reichtümern, während andererseits Massen von Menschen in ein Proletariertum versinken. Als Folgen dieser gesellschaftlichen Umbildung treten häufig Verlotterung der Sitten oder gar Sittenlosigkeit in Erscheinung. Der Einzelmensch, der sich früher im Rahmen der Gemeinschaft als Glied der Gesamtheit fühlte und zu bedingungsloser Hingabe an deren Zwecke bereit war, beginnt jetzt, die Bedürfnisse des eigenen Ichs denen der Gesamtheit voranzustellen. Hier vollzieht sich die allmähliche Entwicklung von der Betonung der Gemeinschaft weg zu einem Individualismus hin, den erst die gesellschaftliche Lebensform ermöglicht, d. h. der Prozeß der Vergesellschaftung zieht auch zugleich eine Tendenz zur Individualisierung nach sich. Bei Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts hat diese individualistische Entwicklung Ausmaße erreicht, unter denen die Einzelmenschen oder deren Gruppen in bitteren Konflikt mit einander getrieben werden. So beginnt die Gesellschaft durch den Individualismus, den sie hervorbrachte, sich selbst zu gefährden und – wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen – auch wieder zu zerstören.

Sudermanns Leben und Werk stand unter den Einflüssen jener Periode, in der in Deutschland gesellschaftlicher Lebensstil und Individualismus ihre höchste Entfaltung erlebten. Durch das gesamte Schaffen des Dichters hindurch läßt sich verfolgen, wie der mehr und mehr extreme Formen annehmende Individualismus sich in äußerem Leben und Charakterzeichnung seiner Hauptgestalten widerspiegelt und immer wieder dem Gemeinschaftsgedanken gegenübergestellt wird. Die erste problematische Hauptfigur ist Paul Meyhöfer in dem Roman „Frau Sorge“ (1887). In dem inneren Kampfe dieses Menschen zwischen Pflicht gegenüber Familie und Freiheit des Ich siegt hier das Pflichtgefühl. Auch in dem zwei Jahre

¹ Ferd. Tönnies, *Gemeinschaft und Gesellschaft*, Berlin 1926, S. 247.

später folgenden Roman „Der Katzensteg“ siegt in Boleslav das Gefühl der Pflicht gegenüber der Gemeinschaft. In der „Ehre“ (1890) wird wohl die Pflicht zur Hingabe an die Gemeinschaft verteidigt, doch wird hier auch zugleich die Gefahr einer Unterdrückung der Eigenschaften und Fähigkeiten des Individuums angedeutet, zu der jene restlose Pflichterfüllung zu führen vermag. Umgekehrt müssen in „Sodoms Ende“ (1891) die Eigenschaften und Anlagen im Charakter von Willy Janikow den ihnen entgegenwirkenden gesellschaftlichen Mächten unterliegen. Zu dem Bewußtsein einer Pflicht zur Hingabe an die Gesamtheit fehlt Willy Janikow die Stärke im Charakter.

In den Werken der nächsten Periode, die im Jahre 1893 mit „Heimat“ beginnt, hat Sudermann seine Hauptgestalten als rücksichtslose Vertreter individualistischer Gesinnung gezeichnet. In „Heimat“ ergibt sich Magdas Konflikt mit gemeinschaftlichen Pflichten nicht aus ihrem Streben nach freier Entfaltung der Persönlichkeit, sondern hier kommt es erst, nachdem sie sich ihre persönliche Freiheit erkämpft hat, zum Zusammenstoß mit den Anschauungen von Familie und Heimat. Während in diesem ersten Versuche Sudermanns, den Konflikt des Individuums mit der Gemeinschaft darzustellen, bei aller offenen Sympathie für Magda eine klare Lösung zugunsten des Individuums noch nicht gefunden wird, lässt sich in den folgenden Werken, soweit sie sich mit dem gleichen Problem befassen, eine mehr bewußte und deutliche Neigung zum Individuum hin erkennen. Die Einflüsse Nietzsches, mit dessen gemeinschaftsfeindlichen Ideen Sudermann sich inzwischen beschäftigt hat, beginnen sich geltend zu machen. In dem Roman „Es war“ (1894) haben die Ideen Nietzsches vom Übermenschen in Sellenthin, dem Herrenmenschen ostpreußischen Gepräges, bestimmte Gestalt angenommen. Noch stärker nach der individualistischen Seite hin gezeichnet, ist die Figur des ebenfalls ostpreußischen Freiherrn v. Röcknitz im „Glück im Winkel“ (1896). Von der Rücksichtslosigkeit dieser Kraftnatur bleiben weder Frau noch Freund verschont, wenn es gilt, die Triebe und Wünsche des eigenen Ichs zu befriedigen. Nicht weniger rücksichtslos als Herrennatur wenn auch menschlich sympathischer ist die Gestalt des Hans Lorbass in „Die drei Reiherfedern“ (1899) gezeichnet. Hans Lorbass, dessen extrem individualistische Lebensauffassung Nietzsches Ideal des Übermenschen sehr nahe kommt, setzt sich verächtlich über alle höheren und menschlichen Gesetze hinweg. Seine ganze Verachtung für jene Bindungen an die Gemeinschaft, die in Gesetz und Sitte verkörpert sind, bringt Hans Lorbass in diesen Versen zum Ausdruck:

„Zwischen Schuld und Rache, zwischen Unrecht und Recht,
Zwischen Haß und Liebe, und Gut und Schlecht,
Zwischen Triebstand und Meer, zwischen Sumpf und Gestein,
Zwischen Weiberfleisch und Totengebein,
Zwischen Lust und Gesetz, zwischen Acker und Furch‘
Da geht ein ganzer Mensch — — querdurch.“²

² Herm. Sudermann, *Die drei Reiherfedern*, 3 Akt, 5. Szene.

Als letzte bedeutende Gestalt in der Reihe der Herrenmenschen ist schließlich Meister Zarnke aus „Stein unter Steinen“ (1905) zu erwähnen. Wenn auch er, ganz wie die vorerwähnten Kraftnaturen, sich gegen die Gesetze von Gesellschaft und Staat, da wo jene mit seinen Anschauungen nicht übereinstimmen, auflehnt, so läßt er sich von jenen Vorläufern doch insofern unterscheiden, als seine individualistische Einstellung aus einem ethischen Grundgefühl hervorgeht, das sich in seiner Achtung für die Rechte von Mitmenschen zeigt und ihn sogar zu deren Verteidigung eintreten läßt. Nur da, wo gesellschaftliche Kräfte den Individual- und Gemeinschaftsinteressen entgegenwirken, nimmt Zarnkes Herrennatur gegen sie Stellung.

Jene Romane und Dramen Sudermanns, in denen jeweils eine starke Individualgestalt in den Mittelpunkt gerückt ist, fallen in eine bestimmte Periode seines dichterischen Schaffens: sie beginnt sich im Jahre 1893 mit „Heimat“ wahrnehmbar zu machen und scheint über das im Jahre 1905 erschienene Drama „Stein unter Steinen“ kaum hinauszugehen. Ob jener extreme Individualismus, wie er, zweifellos unter Einwirkung von Nietzsches Ideen, in jenen dichterischen Gestalten verkörpert wird, von Sudermann wenigstens innerhalb dieser Periode gebilligt und vertreten wird, ist eine Frage, die nicht leicht zu entscheiden ist. Sicher ist, daß der Dichter, auf den die Verfallserscheinungen der Gesellschaft so stark gewirkt hatten, daß er in früheren Dramen seinen ganzen Zorn über sie ergoß, sich mit der individualistischen Idee, die besonders in der Gesellschaft den Feind und Zerstörer des Menschen erkannte, eifrig beschäftigt hat. Es ist weiter von Interesse, daß Sudermann seinen Kraftnaturen und Herrenmenschen wiederholt einen gänzlich entgegengesetzten Typus gegenübergestellt hat. In dem Roman „Es war“ ist es die Gestalt Ulrichs, während in dem Drama „Drei Reiherfedern“ diese Rolle Prinz Witte zufällt. Allerdings sind Leo Sellenthin und Hans Lorbass, die Gegenspieler jener beiden Pflichtmenschen, wesentlich stärker herausgearbeitet. Und doch wäre es recht gewagt, aus allem oben Gesagten zu dem Schlusse zu gelangen, daß jener extreme Individualismus Sudermanns eigene Geisteshaltung widerspiegelt. Wahrscheinlicher ist die Annahme von Dr. Irmgard Leux, die in ihrer psychologischen Studie³ die Ansicht vertritt, daß sich in jener Periode die beiden Ichs des Dichters kämpfend gegenüberstehen.

In den Werken der folgenden Periode, die etwa bis zum Kriegsausbruch reicht, ist das extrem individualistische Streben verschwunden, wenn auch vereinzelte Gestalten noch gelegentlich einen Drang zur Entfaltung der Persönlichkeit verraten. Es ist charakteristisch für die Menschen dieser Periode, daß es ihnen nicht gelingt, die von allen Teilen ersehnte Entspannung herbeizuführen. Sudermanns Stellung zur Gesellschaft ist auch hier noch immer durch Mißbilligung und Kritik an gewissen Niedergangsscheinungen gekennzeichnet, doch kann der Dichter in dieser Zeit sich

³ Irmgard Leux, *Hermann Sudermann. Eine individual-analytische u. schaffens-psychologische Studie*, Leipzig, 1931. S. 126.

noch nicht zu einer offenen Verurteilung der Gesellschaft und ihrer Institutionen entschließen. Zu diesem Schritt hat ihn erst der Druck des Krieges veranlassen können, der die zusammenhanglose Vorkriegsgesellschaft über Nacht zu einer Gemeinschaft der Not zusammenschweißte. Bei aller inneren Zerrissenheit hatte Sudermann die bisherige Gesellschaft nicht zu verurteilen gewagt, solange er noch keine neue Lebensform gefunden hatte, die dem Dasein jenen Inhalt zu geben vermochte, den er in der alten Form vergeblich gesucht hatte. Der aus der Not entstandene Gemeinschaftsgedanke wird von Sudermann als Weg aus dem Chaos aufgegriffen. In der im Jahre 1915 erschienenen Trilogie „Die entgötterte Welt“ wird jetzt die individualistische Weltanschauung, die hier von Juliane Rother und Lola Ackermann vertreten wird, in schärfster Form gegeißelt.

Der folgenschwere Ausgang des Weltkrieges, der in schlimmster Art zur inneren Zerrissenheit des Volkes beitrug, hat jenen Glauben Sudermanns an die Gemeinschaft, die aus der Not des Krieges entstand, bald wieder zerstört. Die Einwirkungen von Entwicklung und Ereignissen der Nachkriegszeit, in der alle Versuche zur Gemeinschaft hin sich wieder in gesellschaftlich-individualistische Bahnen verlieren, machen sich in einer indifferenten Stellung des Dichters in dieser letzten Schaffensperiode fühlbar. Der in früheren Werken zur Darstellung gebrachte Gegensatz zwischen Individual- und Gemeinschaftsidee hat jetzt einer vermittelnden Stellung Platz gemacht. In einigen Gestalten der letzten Periode kommt die Überwindung der Gegenkräfte von Wille und Pflicht zur Geltung. Der Maler Tromholt⁴ und Professor Sieburth,⁵ die beide die eigene Persönlichkeit des Dichters widerspiegeln, versinnbildlichen die Überbrückung der Gegensätze beider Ideen.

⁴ Herm. Sudermann, *Die Frau des Steffen Tromholt*.

⁵ Herm. Sudermann, *Der tolle Professor*.



THE PROBLEM OF "ES GIBT"

A. W. BOESCHE
Cornell University

Under the caption "Two Difficult Points of German Grammar" in the May issue of this journal Professor Ernst Feise had very interesting things to say about the "sondern — aber" and the "es gibt" problems. As to the first of these, his analysis is aiming only at a more satisfactory presentation of the question to our students; properly so inasmuch as for those at home in German this distinction is so crystal clear and so unerringly felt as to preclude any possibility of confusion. On the other hand, Professor Feise's observations on the use of "es gibt" as against "es gibt, es sind" go beyond mere classroom needs. They have suggested the present article which, however, will subject the problem to a somewhat more comprehensive examination.

Unlike the "aber — sondern" question, a discussion of "es gibt" takes us into the tangly field of idiom. "An idiom", so Webster's New International Dictionary tells us, is an expression "peculiar to itself, one the meaning of which as a whole cannot be derived from the conjoined meanings of its elements". One might be inclined to add, by way of qualification, "except, perchance, historically" for "es gibt", like many other idioms, permits of such a deduction. But, of course, if historical connections have faded from memory, they are alien to the living Sprachgefühl and — every philologist knows this danger — must never be allowed to color it. This is implied in the definition of "idiom" just quoted.

Historically we are warranted in treating the "es gibt" in "es gibt heute noch Regen" as identical with the same expression in "es gibt Elefanten in Indien". Our Sprachgefühl, however, here so keenly feels a difference in meaning that an investigator might easily start with the assumption that these two uses of "es gibt" must have developed separately, without original relation to each other, as would be true, for instance, of the all but contradictory meanings of "übersehen" or "versprechen" or "vergeben". Although this would prove erroneous since there is a connection, the unbridged gap in our Sprachgefühl makes it clearly advisable for us teachers of German, that is, in the practical presentation of the problem, to keep the two types of "es gibt" strictly apart. For convenience' sake and only for the purpose of the present discussion, let us designate them as Types A and B, with A standing for the "es gibt" in "es gibt heute Kohl", "es gibt noch ein Gewitter" and B for that in "es gibt Löwen in Afrika", "es gibt Menschen, die das nie begreifen."

That Type A (es gibt heute einen Rinderbraten, es gibt noch Streit, etc.), represents the earlier stage of the idiom has long been recognized. Nor is its explanation in doubt. Which, it must be emphasized again, does not mean that it is still obvious to our Sprachgefühl. If it were, Jacob Grimm, Deutsche Grammatik IV, 230-1, would not have referred to our idiom as "das seltsame nhd. es gibt." After citing several illustrations from writers of the 17th century, he quotes Fischart's still earlier "es gibts

podagram", interprets it as "es wird das podagram daraus" and then proceeds: "Diese halb futurische Bedeutung halte ich für die ursprüngliche". What he means he makes still clearer by paralleling French "cela donnera des allarmes" with "das wird Lärm geben" and "cela donnera la fièvre" with "das gibt ein Fieber". The importance of the *das* for the explanation of the "es" in "es gibt" — though Grimm does not go into that — is clearly implied in his observation: "es gibt heuer einen guten Wein" [ist] nicht viel anders als "die Trauben geben vielen Wein". To be sure, if a wine-grower, in passing through his vineyards, should exclaim "das gibt einen guten Wein", his *das* would be likely to stand for more than his ripening grapes, it would include the weather that has favored the crop and, perhaps, the infinite care he has bestowed upon his fields. Even so, the *das* in his joyful outcry would be a real subject and felt as such. But if later someone who had accompanied him on his tour of inspection should quote him as follows "der Weinbauer sagt, es gibt einen guten Wein", the *es* would no longer be the tangible something which, no doubt, it was originally. While the "das gibt" of the wine-grower still means "this will yield, this will give us, etc.", the "es gibt, etc." is merely a way of saying "it will be a good year for wine". In other words, "es gibt" has here become an idiom and as such is "seltsam", as Grimm puts it.

Other parallels between "das gibt" and "es gibt" readily suggest themselves. Compare "Jetzt fängt der Mensch schon wieder von Politik an. Pass' auf, das gibt Streit" with "lass' uns weggeh'n, es gibt Streit", or "es ist furchtbar schwül geworden, das gibt noch ein Gewitter" with "heute abend gibt's noch ein Gewitter", or "der Chauffeur ist betrunken, das gibt noch ein Unglück" with "wenn du das noch einmal sagst, gibt's ein Unglück". If we were to interpret the *es* in the last sentence as a resumé of the *wenn*-clause, just as a *dies* in its place would unmistakably be, we should be going beyond, or rather back of, of our living Sprachgefühl. Historically, however, the interpretation would be correct; and it is possible, though by no means demonstrable, that the reduction in our Sprachgefühl of the *es* in "es gibt" to a mere impersonal function started with just such back or forward references to a fuller statement of a situation existent or envisaged. If in "es führt noch zu Blutvergießen, wenn der Streit so weitergeht" the forward reference is obvious, the now impersonal *es* in "es gibt noch Blutvergießen, wenn, etc." must have originally served the same purpose. That in "es gibt" as the common everyday equivalent of English "to have for breakfast, dinner, supper, etc." the replacement of the *es* by a *das* or *dies* would be quite impossible, demonstrates the now purely idiomatic character of the phrase. Its genesis, however, is patent. Although, in the idiom, *geben* has, to our Sprachgefühl, all but lost its original significance, the latter is still vividly present when a hostess or caterer, in planning a menu, deliberates as follows: "Ich denke, zuerst geben wir eine Fleischbrühe, dann ein Fischgericht usw. Aber was geben wir zum Nachtisch?"

If we now proceed to Type B (*es gibt Löwen in Afrika*), we are con-

fronted with two problems. One has to do with its relation to Type A from which we feel it to be so different. Every clear case of Type A still carries with it the idea of eventuation, or, as Grimm expresses it, of "Entstehn und Hervorgebrachtwerden", while Type B confines itself to what we know or feel to be static. Grimm's researches had already led him to the conclusion "man wandte hernach aber die Redensart auf Fälle des bloßen Vorhandenseins an", and this "hernach" is borne out by the fuller treatment in Grimm's *Dictionary* (Vol. IV, ed. by Weigand and Hildebrand); but here the statement "So ist die Wendung zu einer Vertretung von sein, geschehen, werden gediehen" is somewhat confusing. To accord with Grimm's deductions, it should read: so ist die Wendung aus ihrer ursprünglichen Bedeutung zu einer Vertretung von geschehen, werden und aus dieser zu der von sein gediehen. Sanders, *Deutsches Wörterbuch*, enumerative rather than genetic in its classification of meanings, lumps the two types of "es gibt" together. Heyne, *Deutsches Wörterbuch*, usually so informative, is, for once, wholly inadequate. Even Hermann Paul, though he endorses Grimm's "hernach" with a "weiterhin", does not clearly bring out how Type B developed out of A. This is surprising since in his *Deutsches Wörterbuch* he generally makes such effective use of change in interpretation (Umdeutung) as an explanation of diversification of meaning. Yet it can hardly be doubted that if Type B (Vorhandensein) developed out of Type A (Geschehen, Werden), it must have been through such instances of the older "es gibt" as might warrant the confusion of an expectation with its realization. Grimm's Dictionary presents several examples of such double interpretability, and one might easily add others. Thus "Was gibts Neues?" would, in the expectant attitude of "What news can you furnish me?", still be Type A; but since the questioner inquires about facts already established, the expression easily acquires a static significance. Likewise, "Da gab es Obst und Kuchen und Süßigkeiten die Menge" is Type A if it refers to a partaking of refreshments ("the party was treated to an abundance of, etc.") but becomes static if it evokes the picture of a richly laden table ("there was an abundant supply of, etc.").

The second problem presented by Type B concerns the peculiar limitation the language has imposed upon its use. Type A commonly refers to the most casual happenings: es gibt heute eine Erbsensuppe, es gibt sicherlich noch ein Gewitter, etc. Now then, if Type B was developed out of A, why has not this second "es gibt" retained an applicability to a wholly casual "Vorhandensein"? Why the distinction between "es gibt hierherum eine Menge Ratten" and "es ist eine Ratte im Zimmer", that is, why is "es gibt", Type B, confined to conveying the idea of an existence permanent or enduring either in itself (es gibt merkwürdige Menschen) or within certain surroundings (es gibt Löwen in Afrika), while the conception of a purely casual or temporary existence precludes its use? Neither Grimm in his Grammar nor the article in Grimm's Dictionary nor Hermann Paul as much as mention, much less explain, a distinction

which to us teachers of German in an English-speaking country is so familiar as what Professor Feise properly calls "a difficult point of German grammar", difficult, that is, for our students to master, difficult even for us teachers to explain to ourselves, but certainly not a practical difficulty for those fully at home in the German language. Here as elsewhere our Sprachgefühl is an unerring guide

The explanation, the present writer believes, must be sought in that selective, discriminative, eliminative process in language (by no means consistent, to be sure) which discards useless and creates useful differences and distinctions. "Es gibt", Type B, being found capable of expressing existence *per se*, came to be assigned to that particular service and it all but relieved *sein* of this function. Thus, if Berthold von Regensburg's "ez sint aber etelich menschen, den rætet der tiufel" represents the popular language of his day, and if Luther's "und ist kein andrer Gott" might as well occur in his "Tischgespräche", the language has since transferred this function of *sein* to "es gibt". There are various survivals of the absolute *sein*, some of them archaic like the "es war einmal" of our story-books, other proverbial like "was nicht ist, kann noch werden", still others solemn or poetic as in Schiller's "ein Gott ist, ein heiliger Glaube lebt" or with a philosophical connotation as in "ich denke, also bin ich" (cogito, ergo sum). In the everyday language the survival is rare and idiomatically restricted. The replacement of the absolute *sein* by "es gibt" has given the language such a satisfactory means of bringing out the difference between permanence and impermanence that while *sein* is still possible in the sense of permanence if qualified by an expression of place, one feels a certain inadequacy in "es sind Löwen in Afrika". For any sort of habitat, if we may use this term figuratively as well as literally, "es gibt" today is the natural expression while, to bring out casual existence, we have not only the colorless *sein* but also — and this is important — a large array of verbs denoting specific states or actions such as stehen, sitzen, hängen, liegen, wohnen, and a multitude of others. Compare, for instance, "es gibt eine Krone, die wir alle erringen können" with "es liegt eine Krone im grünen Rhein", or "es gibt mehrere Büsten von Goethe" with "im Vorzimmer steht eine Büste von Goethe", or "es gibt nur wenige gute Bilder von Lincoln" with "auf dem Vorplatz hängt ein schönes Bild von Lincoln", or "in diesen Gebirgsbächen gibt es viele Forellen" with "sieh, dort schwimmt eine Forelle im Bach", or "es gibt hier auf dem Lande schwarzweiße und bunte Kühe" with "am Waldrand weiden ein paar Kühe". The language would have woefully impoverished itself if it had come to use "es gibt" for every sort of existence, whether permanent or casual, or if the choice commonly lay between "es gibt" and "es ist, es sind", to which alternative our practical grammars confine their attention.

Now if it is the recognized function of our "es gibt", Type B, to express permanence — and, of course, as the term is used in this discussion of an idiom, there is nothing permanent or impermanent but thinking makes it so —, how are we to account for "es gibt in unsrer Stadt jetzt

einen Doktor namens Ernst Müller, der Krebs heilen soll" as against "es ist in unsrer Stadt jetzt ein Doktor, etc."? This is one of Professor Feise's examples, and, according to him, the "es gibt"

stresses the ideal, the abstraction, the fact that such a case exists, and this generally includes a feeling of surprise, of wondering: "Man denke sich, es gibt . . . "

while by the "es ist"

the sense perception, the deictic quality is stressed: "Gehn Sie doch 'mal zu diesem Doktor Müller, der kann Ihnen vielleicht helfen".

May one who finds it difficult to accept this fine distinction offer a far more simple explanation of the alternative "es gibt" — "es ist" in such instances as illustrated above? Here it is. Whenever a seemingly casual or isolated existence fits into a permanent pattern, we may and usually do use "es gibt". Such a permanent pattern would be "es gibt in allen Städten gute Aerzte". That Dr. Müller is part of this pattern is suggested by "es gibt" while "es ist" (or a more descriptive verb or phrase, such as "praktisiert" or "hat sich jetzt niedergelassen") is content with bringing out his individual existence. Similarly, there are watchmakers in any fair-sized community. That is a permanent pattern. Hence, commonly "es gibt hier seit einiger Zeit einen ganz besonders geschickten Uhrmacher, der aus der Schweiz stammt", a very special instance, to be sure, but easily fitting into the general and permanent pattern "Uhrmacher gibt es überall". If, on the other hand, an individual existence or presence is so temporary, or if the circumstances attending it are so wholly casual as to preclude any association with a permanent pattern, "es gibt" is impossible. Hence it could not replace *wohnen* in "dort in dem kleinen Eckhaus wohnt jetzt ein Arzt namens Ernst Müller, der mit dem Bürgermeister verwandt ist" but if for the little residence on the corner we substitute a large office building with numerous physicians and other professional men among its occupants, the permanent pattern might again assert itself: "es gibt da in dem Hochhaus auch einen Dr. Müller, der eine sehr gute Praxis hat". This, however, must be considered a borderline case. There are many such, and a wide latitude of choice is left to our Sprachgefühl. The practical importance of such a choice in any particular instance may well be questioned. Professor Feise is undoubtedly right in absolving "es gibt" (i. e., Type B) of that connotation of vagueness which is so frequently attributed to it. He himself, however, as we have seen, associates it with "a feeling of surprise, of wondering". Yet the very fact that the "es gibt" presupposes a familiar pattern would seem to make it far less capable of such a suggestion than the casual "es ist, es sind". Compare, for instance, "es gibt einige schlimme Verbrecherbanden in unserem Lande" with "es sind hier augenblicklich ein paar Kerle in der Stadt, die nachts die Straßen unsicher machen". It will be best to confine ourselves to the pattern idea inherent in "es gibt", Type B, and not to make too much even

of that in any particular instance of choice. That our Sprachgefühl so frequently permits the alternative "es gibt" — "es ist, es sind" argues against any deeper significance of such variation. Of course, to entrust ourselves to its guidance is easier than to determine, for the benefit of our students, just where it draws the line of demarcation. That the "es gibt" is inapplicable to the presence of furniture in a residence or to the mice infesting it although the pattern idea would seem possible even here, is quite understandable. Such inclosures are too small to suggest the permanence of a habitat. Besides, the furniture may be carried off in a moving-van tomorrow, and the mice disposed off by a good cat. Hence here the idea of casualness prevails. It is less obvious why we should balk at extending the conception of permanence and the idiom that goes with it to, let us say, the pictures in a well-established museum: das Museum besitzt viele alte Meister, ist reich an, etc., es hängen dort, etc., hardly ever "es gibt in diesem Museum mehrere alte Meister".

There are other such idiosyncrasies of usage, some of them difficult to analyse and classify. But "es gibt" would not be an idiom without such occasional elusiveness. There is the "es gibt", for instance, which is followed by the infinitive with *zu*. If in "es gab zu essen und zu trinken" we may recognize Type A (though with a tendency toward a static interpretation), how about "es gibt vor allem zu bedenken, wie wir die Mittel aufbringen wollen" or Lessing's "hier gibts zu unterscheiden" or "es gibt noch Verschiedenes zu erledigen"? Has the "es gibt" in these last three instances become tinged with that idea of necessity which, as in "ist zu bedenken", "ist zu unterscheiden", "ist zu erledigen", properly belongs only to the infinitive (i. e., the old dative of the gerund) with *zu*? That might call for the recognition of still another type of "es gibt". Incidentally, it is interesting to note that the outward correspondence of "es gibt zu bedenken" with "es gibt zu denken" is quite deceptive. In the former we have the impersonal "es gibt", but in "es gibt zu denken" (it makes one ponder) the "es gibt" is not our idiom at all as is clearly demonstrated by "das gibt zu denken", "der Fall gibt zu denken", "derlei Vorkommnisse geben zu denken". The phrase represents one of the uses of *geben*, not of the impersonal "es gibt".

But if difficulties remain, they hardly affect the main problem. In presenting it to our students, we ought to make a sharp distinction between Types A and B, i. e., between "es gibt heute Kohl" and "es gibt Löwen in Afrika". As to this latter type, we may formulate the rule that while, unlike English "there is, there are", it cannot express the wholly casual, it is regularly used to indicate a state of permanence and commonly also where an individual case fits into a permanent pattern.

KLEISTS PRINZ VON HOMBURG: EINE DUPLIK

FRIEDRICH BRUNS

University of Wisconsin

Professor Silz, mistaking the tone and purport of my recent essay, has come to the attack. He accuses me of 1) betraying my principle of interpreting the drama from itself, 2) of magnifying patriotic and political factors, 3) of imposing on the play and its author "rigid and oversimple explanations". At the very beginning, he singles out for attack two explanations that I suggest as plausible or possible. My statement that Kleist in his last play continues the "Tendenz" of his *Hermannsschlacht* does not rest on these, though they do give it some not needed support. The facts remain: Kleist calls his play "ein vaterländisches", with which he hopes to get a "Hofcharge". His letters, his journalistic essays pulsate with patriotic fervor. His one desire was to serve his country in its hour of need. I felt it incumbent upon me to explain difficult passages. For the "vague phrase 'mit mancherlei Beziehungen'" Mr. Silz offers no explanation. I suggest one as "sehr wahrscheinlich" from which he quotes the twice guarded "Mahnbild" as though I were making an apodictic statement. When Kleist writes to Fouqué: "ein vaterländisches Drama, worin ich auf diesem ein wenig dürren, aber eben deshalb, fast möcht' ich sagen, reizenden Felde in die Schranken trete," Mr. Silz defines the obvious, the noun Feld. I explain the modifying phrases. The hyperromantic Fouqué would find the problem of the play "ein wenig dürr", but for that reason it intrigues Kleist as "reizend". I do not put the problem of "Stand" into the fairytale Kätkchen". Why does the Count claim that he cannot marry Kätkchen whom he loves with every fibre of his being? If an admirer of Shakespeare calls *Romeo and Juliet* the greatest love tragedy, he is not guilty of a simplifying exegesis. Neither am I when I say: "Die Penthesilea ist die Tragödie des Individuums in Auflehnung gegen die Gesellschaft." If Penthesilea as a loving woman did not rebel against the laws of her state while as Queen of the Amazons she is trying to obey them she could have a child with some willing warrior and live happily ever afterward. I am stressing fundamental aspects of these plays to show how momentously Kleist's attitude to society has changed. In the very year that he completed these two plays he composed the *Hermannsschlacht*. He is no longer the young rebel that left the army and refused to re-enter the service of the state. Even his signature reflects this change. From 1800 to 1804 it is "Heinrich Kleist" (or H. K.). From 1805 on "von" is reintroduced and is never dropped after July 1807. When I say "Kleist war mit Leib und Seele Soldat" and "aus innerster Überzeugung preußischer Offizier" I am speaking solely of this later Kleist, the author of our play, who concerns us. Only omniscience can answer the question whether Kleist would have been an exemplary officer. There are too many latent possibilities in such a complex and energetic person as Kleist to deny this possibility. Only Kleist's intentions concern us here. While the dispairing (certainly not "dolesful") motto of the *Hermannsschlacht* probably

refers only to the fact that the poet could not get a hearing for it, the fact remains that the praise of his native state is far more strongly voiced in his last play. Mr. Silz denies that Kleist aimed to achieve a fusion of Shakespeare and Sophocles since we have no direct statement of such intent. The plays themselves in their sequence however offer unmistakable proof. Besides, my real concern is: Kleist had to achieve his aim in the narrow compass of 1858 lines.

Do I seek "to reduce the intricate Homburg to a brief formula in terms of Kleist's essay *Über das Marionettentheater*" when I use this essay to explain the character of the Prince, his eccentric behavior? Any Kleist-critic that disregards this essay (Professor Wolfgang Koehler told me it was a miracle of psychological insight) does so at his peril. "Der Schlüssel zur Erkenntnis vom Wesen des bewußten Seelenlebens liegt in der Region des Unbewußten", G. C. Carus (born in 1789) writes in his "*Psyche*" (now available in Kröner's *Taschenausgabe*). This is, rightly or wrongly, the view of the modern psychiatrist and of the Romantic poets.

I am accused of taking "Kleist's profound phrase about 'the frailty of this world' in the sense of mere accident". No, I take "Zufall" as only one factor. I also mention this dark mysterious world and our human nature (page 115). On page 109 I say: "So wirkt sich die gebrechliche Welt im Menschen selber aus." Why does Mr. Silz overlook these?

In a drama we often have to accept something on faith. Goethe gives little evidence that Tasso is a great poet and less that Antonio is a statesman. We are only told this. The opening lines of our play depict the Prince as a brave soldier. Lines 11-14 depict him as an exemplary officer. Mr. Silz overlooks these lines and my reference to them. In rejecting my interpretation of lines 273 ff. Mr. Silz overlooks three words: "wie bei Rathenow". Why? At Rathenow Dörflinger had routed the Swedes and the Prince had charge of the cavalry: "die Führung ruhmvoll wie bei Rathenow". What kind of an officer does the Elector need to lead his cavalry? The Prince with his dash and initiative was the best man for the job. How could he be the idol of the whole army if he were incompetent and unjustly favored by an incompetent sovereign? But the task of merely chasing a foe in flight is distasteful (not at all "congenial") to him. With his dash and initiative he chafes under this restraint. Therefor the Elector puts him under special guard and addresses a stern warning to him. Mr. Silz finds it hardly conceivable that the Prince overhears this. But the Prince does. He has an uncanny ability to close his senses to anything not to his liking. We all have that as a part of our mortal "frailty". And when did the Prince and Natalie fall in love with each other? To implicate the Elector Mr. Silz wants that to happen in the somnambulant vision. To my mind a bit sudden, but possible. He suggests that the beautiful metaphor of lines 117 ff. was "conceived under the stimulus of the love element injected by the Elector." But how about line 930? When did Hohenzollern warn the Prince again and again of

the wild insanity of such a fancy? No wishful thinking will eradicate this line.¹ (Tieck could not have evolved it.)

Now as to the Elector. Where in the play does anybody express "horror" at the sovereign's leading the charge on his resplendent mount? Both Mörner and Sparren express admiration! "Auf einem Schimmel, herrlich leuchtend saß er da, Im Sonnenstrahl, die Bahn des Siegs erleuchtend." (540 f.) "Nur er, der kühne Schwimmer, wankte nicht." (651) This is the text. My little sally about Washington was to show how even he lives on in the popular imagination on a white charger. My source is one (of the many) version of *Yankee Doodle*. Up to recent times war was made into a colorful spectacle. The British redcoats furnished excellent targets. Historians tell me (and popular pictures show the same thing) that leaders preferred striking mounts, especially white steeds. They also took part in battle.. Gustavus Adolphus fell, Tilly likewise, Wallenstein was wounded. Kleist's Elector is, as Gundolf puts it, the one really royal figure in German drama, a sovereign whom his officers worship, and whose word they accept. His command to arrest the Prince fills them with consternation, because they realize that the Prince has broken the law. As officers they know what his answer must be when the Elector sends for him! (That is no "yardstick of honor".) The Elector does not condemn the Prince: he summons him, "des Todes schuldig," before a court-martial. He is the embodiment of the law and therefore cannot break it. The Prince, his fosterchild, dear to him as a son, is guilty, makes himself twice guilty when he refuses to accept the validity of the law. The whole staff of officers becomes involved in this. The Elector is in a tragic situation. He is no infallible God and no mere royal pedagogue, although he does with consummate skill administer a stern and needed lesson to his officers. The Elector is deeply human. Our tragic interest, however, Kleist centers on the Prince, our deeper emotions concern him. But somehow Kleist from the beginning gives us the assurance that the Elector's steady hand will win out. A truly great tragic dramatist does not wring the readers' hearts unnecessarily. The Elector, Kleist shows us, has that self-assurance that a great sovereign needs. But even he has not gained perfection. There is more than a trace of that strange dualism in him that is so characteristic of Kleist's heroes. Natalie's report of the Prince bewilders, unsettles him. When does the Elector decide to pardon the Prince? We do not know. I state this repeatedly. *Indirectly*, as I point out, Kleist has given us hope. As to the Elector's inner decisions we grope in the dark. To say that my "Elector has it in mind from the very beginning to grant the Prince the boons he dangles before his eyes, that from there on all is wilful play," is a blind distortion of my words. (See the last paragraph beginning on page 110.) And do I say that the Elector is as guilty as Hohenzollern in the opening scene? I say neither is guilty: "Die Schuld ist in dem rätselvollen Gefüge dieser

¹ Neither can the idea that Natalie returns the Prince's affection be discarded summarily. See lines 70, 241-244 and 284-319. Kleist is subtly preparing us for line 606.

Welt verankert." A mere trifle may have terrible results. That is the lesson that the Elector learns. I refer the reader to page 115. Philosophers still quarrel about freedom of the will. I am inclined to accept a modicum of this unknown, but perhaps desirable strange something.

In Natalie too I see this strange dualism. In Act III she clearly upholds the sanctity of the law: "Wenn der Kurfürst des Gesetzes Spruch nicht ändern kann, nicht kann." Need I repeat the rest? (See page 109 of my essay.) And in Act IV she pleads for his life and urges the Elector to tear up the verdict. Yes, she goes further. She urges the Prince to betray his honor to save his life. For a brief moment she breaks under the burden as the Prince did and is a living illustration of her words: "Ach, was ist Menschengröße, Menschenruhm." But she wins out as does the Prince (see lines 1386-88). I cannot understand Mr. Silz's ironic fling at my reference to the Creator. Nor why he refers me to any English dictionary for the meaning of the word insubordination. I was writing German and using the word in the usual technical sense. My reference to the Hauptmann von Köpenick seems quite obvious. I am not comparing Natalie with the comic-tragic later figure. Neither do I compare the Elector with the "village scamp" Adam. I refer solely to the subtle humor when Kleist has the Elector come "halbentkleidet" on the stage, as Adam without his wig.

As to "the disgraceful Todesfurchtszene". An adjective usually modifies the following noun. Mr. Silz now tells us he had in mind the action of the Prince. This he terms "disgraceful". I should avoid the word even here. Why? Because the Prince is a symbol of our human frailty. We all break under a too heavy load. When Mr. Silz reiterates his claim that the Prince will fail in the next crisis I can only say that is *his* Prince. The Elector, the whole staff of officers, think otherwise. See Kottwitz's words in lines 1825-1828. That is Kleist's Prince. And he returns to life which enfolds him like a beautiful dream. He is no more "todestrunk" than was Kleist when he wrote the play in the happiest months of his life (Steig: Kleists Berliner Kämpfe, p. 14).

My only quarrel with Mr. Silz's theory of Kleist's suicide is that he misreads me. I say: "*So vielerlei Gründe auch mitgewirkt haben, ausschlaggebend war doch wohl die bittere Enttäuschung an der Politik des Königs.*" I admit all the other reasons. What does "ausschlaggebend" mean? If I have forty-nine pounds and fifteen ounces in one scale of the balance and fifty pounds in the other, two ounces will tilt the scale the other way. The two ounces are "ausschlaggebend". But how can Mr. Silz use Kleist's suicide to belittle his patriotism? I am aghast. Friedrich Dahlmann, who stood close to Kleist, even says: "Kleist erlag seiner düsteren nagenden Hoffnungslosigkeit, seiner Verzweiflung am Vaterland." The failure of the *Abendblätter* was one result of the King's policy. Kleist committed suicide at this juncture because every avenue of helping his homeland seemed blocked. That was the last straw that broke the camel's back.

BERICHTE UND MITTEILUNGEN

Jahresversammlung der Modern Language Association of America in Boston, Mass., 26.-28. Dezember 1940

Auf Einladung der Universität Harvard und des Radcliffe College tagte die 57. Jahresversammlung des amerikanischen Neuspracherverbandes in den ersten Tagen nach Weihnachten in Boston und Cambridge; Hauptversammlungsstätte war das Hotel Statler und am Nachmittag des zweiten Tages die Universität Harvard. Dem Berichterstatter will es unter dem frischen Eindruck seiner diesmaligen Erlebnisse scheinen, daß es unter den vielen Tagungen, denen er seit nahezu vierzig Jahren beigewohnt hat, die wissenschaftlich ergiebigste und gesellig erfreulichste war. Der Schutzgeist des Ortes — wohl nicht umsonst heißt Boston das Athen der neuen Welt, und Harvard ist die älteste und bekannteste Hochschule des Landes — mag das Seine dazu getan haben. Für die Vereinigung von wissenschaftlicher Betätigung und Geselligkeit erwiesen sich die großen Räume des Hotel Statler als vorzüglich geeignet, wenn auch einigemale die stattlichen Säle für die zahlreiche Zuhörerschaft nicht genügten und ergötzliche Umzüge mit Sack und Pack und Sitzgelegenheiten nach weitläufigeren Räumen stattfinden mußten. Bis zum Mittag des dritten Tages hatten sich an die 1700 Teilnehmer in die Besuchslisten eingetragen, bei dem Gesamtbestand des Verbandes (28. Nov. 1940: 4249) eine erstaunlich hohe Anzahl Mitglieder.

Die zeitliche Anordnung für die verschiedenen Abteilungen und Gruppen muß wiederum als sehr geschickt anerkannt werden; man brauchte z. B. als Germanist nicht wie in den ersten Jahren nach Einführung des Gruppensystems zwischen zwei gleich wichtigen Gruppen schmerzlich zu wählen oder sich sogar zwischen zwei Stühle zu setzen, sondern konnte, wie der Berichterstatter es diesmal getan hat, sämtliche unter das Kennwort *German* fallende Versammlungen von Anfang bis zu Ende besuchen; freilich aber mußte man auf Vorträge aus Nachbargebieten, die man auch gerne gehört hätte, verzichten; auch fiel das Skandinavische mit einer Gruppe der vergleichenden Literaturgeschichte zusammen. Der Hauptnachteil der Aufspaltung in Sektionen und Gruppen, den ich in meinen Berichten bereits mehrfach beklagt habe, ist der, daß die so wünschenswerte gegenseitige Anregung durch Arbeiten auf verwandten Feldern — für den Deutschkundler in englischer und romanischer Sprache und Dichtung — die man sich ehedem gerade auf solchen Tagungen reichlich holen konnte, ganz oder fast ganz wegfällt. Bei der heute herrschenden Verteilung der Arbeiter auf Sondergebiete ist dem aber kaum mehr abzuhelfen.

Noch schlimmer wirkt ein anderer Übelstand: bei dem großen Angebot werden für die Einzelgruppen zu viele Arbeiten für die Verlesung angenommen, und es bleibt zu ergiebiger und fördernder Aussprache keine Zeit übrig. Hier wäre leicht genug abzuhelfen: man beschränke sich je nach der zugemessenen Zeitdauer auf etwa zwei Arbeiten (warum nicht gelegentlich sogar auf eine?), was es dem Verfasser ermöglichen würde,

mehr als eben nur die Hauptpunkte vorzulegen, lasse genug Zeit zur Aussprache und teile die Titel der außerdem eingelaufenen oder angebotenen Arbeiten mit; ist dies im gedruckten Programm untnlich, so verteile man — wie das z. T. jetzt schon mit anderem geschieht — vervielfältigte Listen, auf denen auch Untersuchungen genannt werden könnten, die im Gange sind, aber zur Vollendung noch längere Zeit brauchen.

Für Deutschkunde zählte das Programm insgesamt 37 Vorträge auf; ich rechne dazu die drei der skandinavischen Gruppe, sowie drei in *General Topics* (H. Slochower: Freud and Marx in Contemporary Literature; W. L. Werner: Max Müller and Literary Pseudoscience; E. H. Zeydel: Victor Hugo as a Romanticist in Germany), einen in *Comparative Literature III: Arthurian Romances* (G. Kreye: The Symbolic Significance of Nature in Wolfram's Parzival), und alle in *Comparative Literature VI: Anglo-German Literary Relations* (W. B. Fulghum: Whitman and Joseph Gostwick; F. M. J. Kretzmann: Edward Bellamy and Germany; H. Schneider: Karl Follen and Franz Lieber; H. E. Stearns: Variations in the Rôle of German Immigrants in U. S. History as Portrayed in Recent German Drama — beachtenswert, daß 1929 nicht weniger als drei Dramen die Tragödie J. A. Suters auf die Bühne brachten und bis 1935 zwei weitere folgten; desgl. 1931 zwei die Gestalt Mary Baker Eddys und abermals 1928 zwei das Ende Saccos und Vanzettis; insgesamt befassen sich von 1919-39 ganze 25 Dramen mit amerikanischer Geschichte).

In der ersten Gesamtsitzung des Verbandes wurde das Thema Klassische und moderne Dichtung erörtert. Nach den Vertretern der Anglistik und Romanistik sprach Professor H. J. Weigand (Yale University) über neuere Würdigungen des deutschen Klassizismus. Der Redner betonte den einschneidenden Unterschied in dem Einfluß, den das klassische Altertum durch die unmittelbare Fortsetzung einer alten Kultur im Westen Europas, in Frankreich und mittelbar in England, ausüben mußte, und demgegenüber in Deutschland, wo es von außen hereingetragen wurde, vorwiegend durch das Christentum; er wies sodann die leichtfertigen und oberflächlichen Aufstellungen Miss E. M. Butlers in ihrem Buch *The Tyranny of Greece over Germany* mit gebührender Schärfe zurück, zollte Walter Rehms „Griechentum und Goethezeit“ sowie Werner Jägers „Paideia“ verdientes Lob und behandelte mit Hervorhebung der Verwandtschaft griechischen und deutschen Geistes die Geschichte des griechischen Gedankens in der deutschen Bildung seit Winkelmann, Herder, Goethe, Schiller und Hölderlin bis zu Stefan George und seinem Kreis mit einem etwas trüben Ausblick auf das Weiterleben des humanistischen, d. h. menschheitumfassenden Gedankens in und nach unserer Zeit des Schwertes. Seine treffenden Ausführungen ernteten anhaltenden Beifall.

Der verfügbare Raum verbietet leider ein näheres Eingehen auf die Vorträge der eigentlich deutschen Gruppen, — um so bedauerlicher, als eine erhebliche Anzahl davon als sehr bedeutsame Leistungen zu schätzen wären, erfreulicherweise besonders solche des jüngeren Geschlechts, — und wir müssen uns mit einer Aufzählung begnügen. In Deutsch II (Sprache und Dichtung bis 1700) gab Arno Schirokauer: Dreigliederung im zweiten Merseburger Zauberspruch eine Deutung, die den heidnischen Charakter des Spruches überzeugend nachwies; Carl Selmer zeigte die eigenartige Entwicklung der irischen Brendanslegende im Mittelhochdeut-

schen; eindringlich und glänzend in Form und Inhalt legte H. W. Nordmeyer die psychologische Seite der Kunst Reimars von Hagenau dar mit bündiger Richtigstellung neuerlicher Irrtümer in der Deutung des Dichters; C. H. Bell stellte Georg Hager, Meistersinger von Nürnberg, als Verfasser eines Schwankes über das Einfangen eines vermeintlichen Krokodils auf den Straßen der Stadt durch die patrizischen Räte fest; und K. H. Panitz belegte das deutsche Nationalbewußtsein in der Barocklyrik besonders in der bösen Zeit während und nach dem Dreißigjährigen Kriege mit einem kurzen Ausblick auf die Zeit nach dem Weltkrieg.

In Deutsch I (Historische Grammatik) befaßte sich A. A. Nehring mit der Theorie besonders des einwortigen Satzes; W. F. Kammann beleuchtete die Laut- und Sinnveränderungen französischer Lehnwörter im Niederdeutschen; A. Senn zeigte die eigenartige Behandlung der alemanischen Fürwörter im schweizerdeutschen Schrifttum der jüngsten Vergangenheit.

Deutsch III (Goethezeit) tagte im Germanischen Museum der Universität Harvard. Hier suchte H. Jaeger in Fausts Rede „Verdammtes Läuten“ einen neuen Schlüssel zur Einheit des Faust; F. W. Kaufmann verfolgte die Tragik in Schillers Geschichtsphilosophie; M. Spann führte die Entwicklung der Gestalt des Mephistopheles auf der deutschen Bühne in zahlreichen Lichtbildern vor; und K. von Faber du Faur erklärte in köstlich launiger Weise Bedeutung und Wesen einer Erstausgabensammlung mit anschließender Besichtigung der herrlichen von ihm selbst zusammengebrachten Schätze im Germanischen Museum.

In Deutsch IV (Literatur des 19. Jahrhunderts) deutete P. E. Graham Hebbels Auffassung der Notwendigkeit; Hilde D. Cohn die Symbole bei Adalbert Stifter, und U. E. Fehlau tat die Wandlung des deutschen Kauzes von der Romantik zum Biedermeier dar. In Deutsch V (Zeitgenössisches Schrifttum) sprach E. K. Sell über Stefan George und das Problem des Anti-Intellektualismus; J. H. Meessen über Paul Ernsts Übergang vom Drama zum Epos; Ruth J. Hofrichter über Hans Carossas Verhältnis zur Wirklichkeit.

In der deutschen Hauptsitzung am Nachmittag des letzten Tages legte E. V. Brewer Vorstudien zu einer Untersuchung über Jean Paul in Amerika vor; K. Vietor ging dem Wesen und den tieferen Gründen der literarischen Dekadenz an der Jahrhundertwende nach; E. A. Philippson bestimmte den Stand der Indogermanenfrage und den Ursprung der Germanen und entschied sich auf Grund der Anthropologie, Archäologie, Ethnographie und Sprachgeschichte für die Herkunft der Centumindogermanen, also auch der Germanen aus Südrußland; D. F. Schumann behandelte den „enumerativen“ Stil in der neuesten deutschen Lyrik; F. Rapp brachte unbeachtetes Material zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts in den Tagebüchern des Baumeisters Nicodemus Tessin; K. Pinthus wies die auffallende Menge von Kriegsvisionen des Frühexpressionismus vor dem Ausbruch des Weltkrieges auf.

Der Sitzung der Paul Ernst-Gesellschaft nach Schluß der Tagung konnte der Berichterstatter nicht mehr beiwohnen; sie brachte vier Vorträge zum Schaffen und Einfluß des Dichters.

Beim gemeinschaftlichen Abendessen der Germanisten im Pioneer Club hörten wir ganz ungemein anregende und fesselnde Ausführungen

Professor Wolfgang Liepes über die Deutschrussen im amerikanischen Westen, namentlich in den Dakotas, Nebraska und Californien. Es ist außerordentlich zu begrüßen, daß sich ein so bedeutender Gelehrter dieser wichtigen Dinge annimmt, und es steht zu hoffen, daß er uns in absehbarer Zeit eine umfassende Untersuchung über Sprache und Volksleben dieser Gruppen schenken wird. Denn auf diesem Gebiet ist Eile dringend geboten, wenn noch eine reiche Ernte eingebracht werden soll. Wie viel aber tatsächlich noch geleistet werden kann zur Aufhellung der Geschichte der Deutchen in den Vereinigten Staaten, zeigt eine ausführliche Liste der zu behandelnden Themen, die Professor A. E. Zucker von der Universität Maryland vorlegte und die durch ihn oder die Carl Schurz-Gesellschaft zu beziehen ist, eine neun Seiten umfassende historische und kulturelle Übersicht über Deutschamerika in Maschinenschrift, die die genannte Gesellschaft hat herstellen lassen.

Beim großen Festbankett machte die Rede des Jesuitenpater M. J. Ahern von Weston College über die Weltlage und das Mittel zur dauernden Befriedung der Völker großen Eindruck — er nahm als Außenstehender keinen Bezug auf den besonderen Beruf des Neusprachlers als eines Arbeiters für den Weltfrieden, wie es unsereinem so nahe gelegen hätte. Die Jazzmusik der Kapelle während des Essens hätte man sich lieber geschenkt; desto erfreulicher waren hernach die schönen Darbietungen des Harvard Glee Club und der Radcliffe College Choral Society.

Nun aber zum wichtigsten Punkt der ganzen Tagung! Bei der Vollversammlung im Sanders Theater der Universität sprach nach der Begrüßung durch den Präsidenten von Harvard, Dr. J. B. Conant, und die Präsidentin von Radcliffe, Ada L. Comstock, der Verbandsvorsitzende Professor Karl Young (Yale University) über Fremdsprachen. Es war eine Glanzleistung und es ist zu hoffen, daß die Rede, sobald sie einmal erschienen ist, in möglichst viele Hände kommt, nicht nur in die von Neusprachlern, sondern mehr noch in die von Schulverwaltungen und Vertretern aller Bildungsfächer. Es ist besonders tröstlich, daß gerade ein so hervorragender Vertreter der Anglistik so überzeugt und stark für den Unterricht in den Fremdsprachen eintritt. Er fordert von jedem Collegestudenten Ausbildung im Lateinischen, Französischen und Deutschen — das Griechische muß ein frommer Wunsch bleiben —; die Lehrerschaft der Einzelsprachen warnt er eindringlich vor Absperrung und Einkapselung und ruft sie zu entschlossenster Zusammenarbeit auf, da der Verlust des einen Faches immer auch Schwächung des andern nach sich zieht; besonders nachdrücklich aber verlangt er für die Collegestufe eine gründliche Allgemeinbildung, da der künftige Lehrer nach dem Abgang vom College zur Weiterbildung im eigenen Fach Zeit und Gelegenheit genug hat, die Lücken seiner Allgemeinbildung jedoch nur sehr schwer ausfüllen kann; das College ist Bildungs-, nicht Berufsschule. Die Mittelschulen müßten von den höheren Anstalten mehr geleitet und weniger gezwungen werden. Den Fachgenossen muß es ähnlich ergangen sein wie mir: man saß mit heißen Backen und strahlenden Augen und dankte innerlich mit wärmstem Gefühl für jedes Wort der Rede.

Ort der nächsten Tagung ist Indianapolis; Präsident Professor John A. Walz (Harvard).

College of the City of New York

—Edwin Roedder

Discussion Group German II of the M. L. A.**Report of Committee on Research**

It is only possible to include in this report projects listed in *Work in Progress* for 1939 and new undertakings recorded for 1940 by the editor of that publication. Those studies have been omitted which are known to have now advanced to publication. The following statement does not, of course, include any of the studies listed in *Work in Progress* from European institutions. It endeavors to correct some errors in classification that occur in the lists of American projects.

If we follow in general the arrangement used in *Work in Progress*, we have in 1939 for the Middle Ages, including Humanism, forty-two projects, seven of which are dissertations. Most popular in this medieval group is the edition of texts, of which eight are listed. Next come ideological investigations, numbering seven and including two in the sociological field. For *genre*, five studies are listed. Two literary studies in the field of Minnesang appear, both by the same scholar, and two related to Meistersgesang. There are likewise four linguistic studies, two in vocabulary and one in syntax. Two translations were planned, and two indices.

For the Sixteenth and Seventeenth Century the total is somewhat less: thirty including six dissertations. Here again, studies in the history of ideas are in the lead, one of these relating to a sociological theme. The list includes five editions of texts, three studies of proverbs, two literary biographies, and one translation. Three studies in the linguistic field are projected, one of which has to do with syntax.

As one might expect, the number of studies planned in the entire period to the end of the Seventeenth Century is much smaller than those belonging to the following two centuries. For the Eighteenth, *Work in Progress* lists a total of eighty-one, including sixteen dissertations; for the Nineteenth Century a total of ninety-four, including twenty-nine dissertations. In this period, where source material is more readily available, individual authors claim a larger share of attention: twenty-three studies relating to Goethe are planned, six of Schiller, and three each of Lessing, Hölderlin, and Heinrich von Kleist.

As remarked above, these figures are complete only for studies actually listed in *Work in Progress*. Nevertheless, the list has high interest, and its value cannot be denied for purposes of interscholarly information and co-operation. Its further development is greatly to be desired, especially since our sources have usually to be supplemented by visits to foreign libraries and archives, and a duplication of effort entails a regrettable waste of time and money. Furthermore, in many cases the list makes possible a valuable exchange of ideas among research students. Especially necessary for its improvement is a clearer definition of research problems under investigation, although it is likewise important to know the general field of activity, since this opens the way to mutual aid.

As usual in a survey of this character one feels somewhat discouraged at the limited range of research activity, especially in view of the many well-prepared and competent scholars in our universities and colleges. In respect to publication, the picture is even less encouraging. A survey of the 1939-Bibliography published in PMLA, brought into line with the

classification in *Work in Progress*, shows that the articles published in that year resulting from researches in the medieval period number about one-half of the research projects listed. Whatever meaning this may have, it can hardly be contended that there is a lack of opportunity for publication, since in addition to several periodicals devoted wholly or in part to the Germanistic field, the PMLA offers an opportunity. In 1939 the *Publications* contained ten contributions based on researches in German literature during all periods, comprising 163 pages, out of a total of 52 articles and 1200 pages published in the four numbers of that year. At present the *Publications* of the Association are largely the affair of our English and French colleagues.

In the situation in which our country now finds itself, research in all humanistic fields will present new and serious problems, due to the inaccessibility of European archives and libraries and the great difficulty in securing books from abroad. Those Germanists whose interest lies in the centuries before the Seventeenth will be particularly concerned at the difficulty of obtaining manuscripts suitable for editing, an activity which is especially important for younger scholars because it offers exceptional opportunity for philological experience. This is to be regretted also because of the present orientation in our field, which points to the necessity for texts of individual manuscripts for restudying the question of the medieval *Hofsprache* and for providing material for an adequate grammar of New High German.

The present crisis offers a challenge to our guild to become better acquainted with the resources of American libraries. These are indeed much greater than we had supposed. Every year brings a discovery of some unpublished manuscript material in American public or private collections as well as early editions of works difficult of access even in Germany. It would be a fine thing if some of the energy of this group could go toward assisting the bibliographical undertaking for the Sixteenth Century which has been carrying on a struggle for some years against great odds. Who knows what humanistic and other works may lie right at our doors, including some that are scarce in European libraries? The interest in the history of ideas which has been documented for this discussion-group by several studies, completed or now under way, is one that will have an opportunity to grow, since material for this type of study, including the sociological field, is abundant in our libraries. There are, furthermore, similar possibilities in subjects that have been largely overlooked in this country and have also received little recent attention in Germany, such as the mystical writings of the Thirteenth Century and the sermon-literature of the later Middle Ages. Much of this is, to be sure, in Latin, but it is of high importance to German literature culture, also for the origin of certain *genres*. The resources of the great religious libraries in America are, probably, little known to Germanists. One is astonished at the wealth of works of importance for researches in the Middle Ages and the Sixteenth Century in libraries like those at the Union Theological Seminary in New York and the Hartford Theological Seminary, only to mention two collections out of a number.

The Sixteenth Century offers a field ready for cultivation in every direction. That has been so well brought out by Professor Taylor that

his definition of problems might well serve as a plan for research on a large scale. The cutting-off of foreign sources is particularly disastrous here, for in fields such as the Meistersgesang and the humanistic and the popular drama of that time, much is still unpublished. Of the 300 or more Swiss plays of the Sixteenth Century, a number are accessible only in manuscript form. Nevertheless, here also material is abundantly available for several types of studies, such as ideologies of the time, particularly among the Humanists, and also studies concerning *genre*. It is likewise to be hoped that American Germanists will take a greater interest in poetics than heretofore. This applies especially to the Seventeenth Century. Here the novel also offers a wide field for exploitation. The seventeenth-century novel is generally regarded as difficult of access in this country, but the number available in our libraries is certainly much greater than we assume. When the Bibliography for the Sixteenth Century has been concluded, the novels of the Seventeenth should certainly be an attractive subject for our Bibliographical Committee.

—Robert Herndon Fife, *Chairman*.

Meeting of the German Section of the Wisconsin Teachers' Association

The German Section convened immediately after the general language meeting. Miss Marie Keller of Riverside High School, Milwaukee, presided. The secretary read the report of last year's meeting written by Mrs. Frieda A. Voigt. The nominating committee, consisting of Mr. Waldemar Groth, Miss Irmgard Roemheld, and Miss Hilda Raetzmann, all of Milwaukee, submitted the name of Miss Irma Luebchow of Rufus King High School, Milwaukee, for chairman for the coming year, and Mr. Rudolph Stamm of Steuben High School, Milwaukee, for secretary. It was moved and carried that the recommendations of the nominating committee be accepted, and the secretary was instructed to cast a unanimous ballot for the candidates.

The principal speaker was Professor A. A. Nehring of Marquette University, who spoke on "Die Entwicklung unseres Alphabets". Professor Nehring traced the development of the alphabet from Egyptian hieroglyphics to the alphabet we use today. He discussed the contributions of the Hebrews, Phoenicians, Greeks, Etruscans, Romans, and, finally, the Christian Church, in establishing our alphabet.

Mr. Kramer discussed the proposal for the formation of a Modern Foreign Language Glee Club, the idea for which was first presented by Professor Purin at the spring meeting of the Wisconsin Chapter of the American Association of Teachers of German. He listed the following objectives for the formation of such an organization:

1. To promote cooperation between the various language groups.
2. To foster purposeful activity on the part of members of all foreign language groups.
3. To promote cooperation between the participating schools.
4. To show the public the creative, educational work being done by modern language groups.

Mr. Kramer pointed out some of the problems which must be met in forming such a group.

The most difficult problem seems to be the reluctance of school administrators to support anything of this kind under the present circumstances. Because of this obstacle, Miss Roemheld, who has been doing the work preparatory to the organization of such a group, recommended that nothing be done for the present. As possible substitutes for the activity, it was suggested that to promote cooperation between schools one school might invite another to a special program, such as a play, movie, or exhibit. Furthermore, schools might start working on a standard list of songs, to be compiled by Miss Roemheld in cooperation with other teachers.

Following this discussion, a motion for adjournment was made and carried.
—Gertrude Bruns, *Secretary*.

Fifty Years of German Drama

A Bibliography of Modern German Drama, 1880-1930. Based on the Loewenberg Collection in the Johns Hopkins Library. Baltimore: The Johns Hopkins Press, 1941. \$3.75 (approximately).

Der bereits vor einem Jahre (Monatshefte 1939, S. 301) angezeigte Katalog der Loewenberg-Sammlung hat lange auf sich warten lassen, aber die Schwierigkeiten einer solchen Bibliographie kann nur der ermessen, der einmal die Launen deutscher Verleger (und Autoren) und die damit zu vereinbarenden bibliographischen Bestimmungen der Kongreßbibliothek in Einklang zu bringen gesucht hat. Es lag uns an einer möglichst genauen Wiedergabe der Titelblätter, die somit eine Normalisierung der Rechtschreibung ausschloß. Die Hinzusetzung der Erstaufführungsdaten, die wir dem Sammler verdanken, wird hoffentlich Billigung finden, selbst wenn eine langwierige Forschungsarbeit sie nicht hat durchgehends nachprüfen können. Daß auf Vollständigkeit der Sammlung zu verzichten war, sogar bei Autoren wie Hauptmann, ergab sich allein schon aus der Tatsache, daß das Prinzip Dr. Loewenbergs, nur Erstdrucke einzuschließen (mit Ausnahmen, wo es sich um Umarbeitungen handelte), nicht unterbrochen werden durfte. Dafür entschädigen ohne Zweifel die zahlreichen Übersetzungen, Privatdrucke und Bühnenmanuskripte, welche diese Bibliothek, zumal nach dem Untergange vieler Verlage und Unterdrückung zahlreicher Autoren, für die Forschung zu einer Fundgrube machen.

Der Preis mußte höher angesetzt werden, als wir anfangs erwarteten, um die Kosten der Herstellung zu decken. Der Reichtum der Angaben und die Möglichkeit, das Material durch Bibliotheksaustausch benutzen zu können, wird den Besitzer des Kataloges vielleicht darüber hinwegtrösten. — Der Herausgeber ist verantwortlich für etwaige Druckfehler; daß es hoffentlich wenige sind, verdankt er der selbstlosen Hilfe einiger Freunde, die sich der Mühe unterzogen haben, vor, mit und nach ihm Korrektur zu lesen: Ludwig Edelstein, Wolfgang Paulsen, Harry Steinhauer und Studenten von Johns Hopkins. Die Carl Schurz Memorial Foundation ermöglichte die Veröffentlichung durch eine großzügige Unterstützung.

The Johns Hopkins University

—*Ernst Feise*

Rilke Index of First Lines

A Rilke Index of Titles and First Lines, announced a year ago, has been compiled at the University of Wisconsin. The Index is based on the

volumes of the *Gesammelte Werke*, plus *Späte Gedichte*, as being the nearest present approach to a definitive edition. Approximately 1700 items are listed. An especially useful feature is the inclusion of those lines of the *Stundenbuch* which in themselves comprise beginnings of smaller poems within the larger framework. The *Index*, begun with NYA assistance, is under the direction of Dr. Herman Salinger, who has also written a brief article, soon to appear elsewhere, analyzing *Rilke's Opening Lines*. At present complete and in mimeographed form (8½" x 11"), issue of the *Index* is being postponed in the hope that enough subscription orders will come in to finance regular printing in a format uniform in size with the *Gesammelte Werke*, if possible at the price of one dollar. All interested scholars are urged to communicate with Dr. Salinger, in care of the German Department, University of Wisconsin.

Wortindex zu Goethes Faust,

by A. R. Hohlfeld, Martin Joos, and W. F. Twaddell. Department of German, University of Wisconsin, 1940. XIV, 161 pp., cloth. \$3.10 postpaid.

Although begun early in 1934 and practically ready for the printer in June 1935, the *Faust Index*, as it is coming to be called for short, did not come from the press until the early spring of 1940. The delay was due to financial difficulties. The complicated typographical set-up of a volume of this kind, if to be really adequate, involves a high production cost, and various efforts of the Department to secure a necessary subsidy proved ineffective. Much encouragement, to be sure, was found in the large number of advance orders and promises of orders from colleagues and libraries, for which we were and still are very grateful and a very fair proportion of which have since materialized. But only when the Carl Schurz Memorial Foundation, through its Oberlaender Trust, offered to purchase 100 copies of the book for distribution to German scholars and libraries abroad did the Department feel justified in staking in this publication a considerable sum from one of its available trust funds. Our expectation of being reimbursed in a reasonable length of time through the sales of the book looked different then, it is true, from what it does now. We shall undoubtedly have to wait longer; but, fortified with humility and patience, we feel confident the book will make its way even in this hostile world. We are certainly far from regretting our venture.

For the time being, the 100 copies for Germany are lying idle on our shelves. We do not even know yet whether a few review copies which we have mailed to England and France have reached their destination. Thus far, Professor B. Q. Morgan's gratifying review in the August 1940 issue of "The American-German Review" is the only notice of the volume of which we are aware.

Private communications received by the authors indicate, however, in no uncertain terms that the intrinsic merit and significance of the enterprise are recognized. Indeed, the information which the *Index* readily yields and the uses for statistics, interpretation and research which it suggests are manifold and alluring and not restricted to the study of Goethe and of *Faust*. Moreover, as a supplement each copy of the *Index* contains a 22-page article by Professor Hohlfeld, "Zur Textgestaltung der neueren Faustausgaben," in which for the first time the surprisingly many variant

readings of the more important modern editions of *Faust* are examined comparatively and critically.

The external make-up of the book — paper, typography, page arrangement, binding, and so forth — is of a high order, no less attractive than serviceable. It helps to justify in its way the necessarily somewhat high net price of \$3.10 postpaid, at which copies may be secured directly from the Department of German of the University of Wisconsin.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Der menschliche Körper,
von Dr. H. Horn. Edited with visible vocabulary and notes by Erwin T. Mohme. Heath, 1938. Paper, vi, 89 pp. Price 40c.

The Text. This little volume contains sufficient reading matter (45 pp.) "on the elementary level" — whatever that means — for an introduction to the vocabulary of physiology. The editor has skillfully reduced by more than one-half a treatise written in a former generation for laymen, unfortunately taking over a number of misprints and misstatements which had passed through the successive reprints issued by several German publishers.

Misprints: add comma before *sondern* (26:14), delete comma before *oder* (46:30) and *und* (62:12), delete period after *ccm* (14:6); compound *mit bewegen* (22:11), *kennen zu lernen* (32:23), *500 maliger* (58:21), *irgend einer* (64:26), *zu viel* (70:22, 23); change wrong reference, *dernen to dessen* (24:18); change wrong apposition, *der to die* (46:2; 50:22); change wrong syntax, dat. to acc. (66:16); space as follows 13 000 (58:30); change *Luftröhren* to *Luftröhrenästen* (66:13), and *Ambos* to *Amboß* (80:20).

Unintentional misstatements made by the author are repeated without comment by the editor, although the facts are correctly stated in omitted passages of the original: (1) only eleven pairs of ribs are accounted for (8:19-22); (2) 13 facial bones instead of 14 (10:9); (3) two rear and three front molars (32:15) — contradicted also by the description following (32:16-22). There is, further, confusion (1) between "false" and "floating" ribs (8:21-22), and (2) between *Schilddrüse* and *Schildknorpel* (64:28). The following erroneous views of the author have been retained also: (1) incorrect blood counts (58:29-30); (2) blood plas-

ma and blood serum treated as synonymous (60:1, 29; 59; 61); (3) the belief that the blood coagulates in the veins at high temperatures, causing death (62:3); (4) the statement that "nothing is known" about the functions of the thyroid gland (64:24).

Vocabularies. Although the vocabularies "aim to be complete," the articles, pronouns, and numerals and also 18 other words have been omitted intentionally throughout. Further, some 50 sporadic omissions of words due to oversight have been noted; on the other hand, seven words are glossed (7; 13; 21) that do not occur on the pertinent text pages.

The editor must have had a purpose in giving more attention to accentuation than any of his predecessors, — frequently indicating two accents on a word, and even three. But he has not served his purpose well in marking differently the accent of various words which are accented alike and various recurrences of words on different pages. Only a few typical examples can be cited here: *Blutgefäß'* vs. *Kniegelenk'*; *Kohlensäure*' vs. *Kohlensäure*; *Körpergewicht'* vs. *Körpergewicht*; *Knochengerüst*; *in'einan'derkeilen* vs. *ineinan'der-kei'len* vs. *aneinan'der-schließen*; *Blut'gefäßsystem'* vs. *Nervenfaserschicht'* vs. *Aufbewahrungsart* vs. *Augenhöhlenwand*.

Other misprints are: (1) misspelling: *Planze* (3), *gestalten* (9; 43), *nicht* (37, note 10), *tong* (11), *procede* (*ausgeben*, 17), *urether* (*Harnleiter*, 71), *Ambos* (81), period after *ccm* and meaning (15), pl. sign after *Leben* and *Lebewesen* (3) and after *Verdauungsprozeß* (35); (2) wrong meaning: unusual (*gewöhnlich*, 61); sound wave (*Lichtwelle*, 77); (3) wrong accent: *hauptsächlich* (7; 9; etc.) and *Beobachtung* (57); (4) separable verbs not hyphenated: *zurechnen* (3), *übergehen*

(19; 39), *zutragen* (37), *anordnen*, *darunterliegen*, *festwachsen* (39), *stillstehen* (55), *wahrnehmen* (67), *übersickern* (69), *zurückziehen* (75), and *umsetzen* (81).

Despite the editorial note (p.v), the genitive singular of weak and irregular nouns is not indicated, except after *Mensch* (1) and *Herz* (49; 51), both nouns being in the Nucleus without genitive ending. The plural of *Schreck* should be changed to -e (55), and the plural of *Hammer* indicated with umlaut (81). Non-existent plurals are given for *Nähe* (57), *Befinden* (59), and *Gallensaft* (63), also for various chemicals *passim*.

Frequently the forms entered in the vocabularies are different from those in the text: *Wechseltierchen* is glossed as *Wechseltier* (1; 3), *gehören unter* as *gehören zu* (5), *Hinterhauptsbein* as *Hinterhauptbein* (13), *Röbre* as *Rohr* (65; 71), *abhängen* as *abhangen* (75), *Endigung* as *Endung* (77); the plural *Jochbögen* is given as ~ (15), and the plurals *Bögen* and *Gaumenbögen* as - (41). At least 28 instances of verbs used reflexively are glossed without (*sich*); with *überlegen* (25) and *vorstellen* (45) (*sich*) should be labelled (*dat.*).

The following meanings are offered as substitutes for those given, which are either incorrect or inappropriate in their context: *gewinnen* get, develop (3), *sich anlegen* be attached (9), *südlich von* south of (15), *umstritten werden* be disputed (17), *Knöchel* ankle bone, *mal-leolus* (25), *Bissen bolus* (37; 41; etc.), *sowie* as well as (37), *ebenso wie* just like (45), *Blinddarm* cecum (47), *verhüten* prevent (53), *halten für* regard as (55), *entgegentreten* meet (59), *begriffen sein* be engaged (61), *sich unterscheiden* differ (61), *ausscheiden* eliminate (67); *Auft-röhre* (sing.) trachea (66:8), (pl.) air-tubes (66:13); *warnen (vor)* warn (of) (79).

The following meanings of several given in each instance are either incorrect or inappropriate in their context and should be deleted: *entstehen* bring about, effect (7), *Feder* feather (7), *sich anlegen* become attached (to) (15), *allein sole* (23), *gleich* as (23), *unterscheiden* differ (33), *Oberfläche* upper (45), *Ge-mütsbewegung* (55) and *Gemütsregung* (61) mental, *Fluß* river (61), *zusammen-hängend* continuous (75).

The following improvements are recommended: *Beißknochen* jaw (11), *Ge-lenkkopf* articular head (13), *Gelenk-pfanne* articular cavity (17; 21; etc.), *her-*

vorbringen produce, make (59), *Durch-strömung* perfusion (61). Additional meanings are needed in the Nucleus: *gegen* about, approximately; *neben* besides; *zu* for; also *Anlage* "Anlage" (37), and *Substanz* matter (73; 75).

Notes. There are many very free translations to which the literal meanings should be added; some are unnecessarily free. The following additional notes, selected from a much larger list compiled from experience with the book in two successive terms, would correct errors and furnish a much needed supplement to the vocabularies "on the elementary level": 1:17 aber doch, nevertheless; 2:12 Auf diese Weise, *In this manner*; 2:23 So wie, *Just like*; the subject is Zella; 6:24 brächte, *would do*; 10:9 setzen sich zum . . . zusammen, *combine to form the*; 12:3 ist . . . zu vermeiden, *is to be avoided* (See belated note to 40:29); 12:5 wenn auch, *even if, although*; (Change Lehre to Lehren in note to 16:9); 18:10 wird . . . zu, *becomes*; 20:9 von hinten, *from behind*; 22:2 Gelenkpfanne des Hüftbeines, acetabulum; 22:4 gegen, *to*; 32:7 Doch . . . aber, *however*; 40:31 längere Zeit, *for some time*; 42:6 nach außen zu, *toward the outside*; 42:23 "Pförtner", *door keeper* (not all know the literal meaning of pylorus); 50:6 einmal, *just*; 52:10 der (*dat.*); 60:5 genau so wie, *exactly like*; 74:9 solche . . . die, *such . . . as*; 86:22 gegen, *to*.

Contrary to the opinion expressed by some teachers, these texts with visible vocabularies can be used as class texts: the students are simply required to fold the vocabulary page under the book during the recitation. This particular booklet is a welcome addition to our scientific texts but could be made more valuable if illustrations of some of the more intricate structures were added and at least the most important suggestions here made for its improvement were used in a revised edition. At all events, that a thorough checking of the page vocabularies with each other, and with the text, should be undertaken in the interest of greater accuracy and consistency has, let us hope, been demonstrated.

—John L. Kind

University of Tennessee.

The Teaching of German,
by Peter Hagboldt. D. C. Heath and Co.,
1940.

The careful reading of Hagboldt's *The Teaching of German*, is a heartening ex-

perience for one who has spent many years on experimental problems in modern foreign languages. The author of this scholarly and well documented work shows in no mistakable manner that while he entertains the highest ideals about the depth and breadth of his subject, he does not allow himself to be deceived about the attainability of those ideals by the average student in the typical American high school and college. Unlike many professors in our field who are unquestionably good subject matter men, he does not just pay lip service to the findings of the Modern Foreign Language Study and then ignore them. His careful analysis of the Coleman, Henmon, Wood, and Fife Reports and their value for instructors at the secondary as well as the higher levels of education reveal a keen understanding of their importance for the present and future of our profession. After a clear survey of the history of language teaching and of the various methods that have been in vogue abroad and in our country up to contemporary times, Professor Hagboldt takes a definite stand in favor of the reading method in all but long courses, in support of standardized objective tests for placement and other purposes, in the preparation of graded texts based on the vocabulary, idiom, and syntax counts, and in the better training of teachers culturally and pedagogically. These are only some of the high points of this valuable contribution to the teaching of German, which merits reading and pondering by all progressive teachers in our field, whatever their special languages may be.

—Frederic D. Cheydeur

University of Wisconsin.

Deutsches Leben,

E. P. Appelt and A. M. Hanhardt. Harper's, 1940. 184 pp. \$1.20.

In editing this reader Appelt and Hanhardt have contributed something new and valuable to text-book literature. The editors believe that most "cultural readers" — in stressing outstanding events and individuals of the past — have presented an inadequate picture of German culture. This "volkskundliches Lesebuch" is supposed to complete the picture — to acquaint the American student with ordinary Germans of the present day. There is no mention of National Socialism, however: the book deals mainly with tradition-laden life in rural regions, in areas least likely to be affected by hullabaloo of the moment.

The reading-matter is divided into five parts: I) "Das deutsche Land und seine Bewohner", pp. 1-9; II) "Die deutschen Mundarten", pp. 10-12; III) "Das deutsche Bauernhaus", pp. 36-49; V) "Brauch und Sitte", pp. 50-92. In each part a general discussion is followed by illustrative material selected from the works of various writers: Hermann Hesse, Paul Ernst, Helene Voigt-Diederichs, and others. Some poems are included. Students will probably be attracted most by the section "Brauch und Sitte"; for it has almost none of the Stifterian tedium that characterizes "cultural readers" in general.

Deutsches Leben contains also 1) a good bibliography, 2) a list of topics for oral and written discussion, 3) thirteen large photographs (appearing for the first time in this text), and 4) a carefully prepared vocabulary of 88 pages. The book has the excellent paper, print, and cover of all units in Harper's German Series. We sincerely recommend it for the third or preferably the fourth semester of college German, for any course in conversation and composition, and as a supplementary text for undergraduate literature-courses.

Intermediate German Readings,

Chiles, James A. Ginn and Company, 1940. 297 pp. \$1.40.

This is a very satisfactory text for the third semester of German. Between its covers there are bewhiskered favorites like "Immensee", "Höher als die Kirche", and "Einer muß heiraten", as well as modern gems like Steguweit's "Kreuzweg eines Unbekannten". One play, ten stories, and eight poems (Goethe, Schiller, Uhland, Heine, Eichendorff, Scheffel) comprise the approximately 225 pages of reading-material. The editor has adapted the stories for rapid reading by simplifying difficult constructions and by making the vocabulary conform to the standard word list of the A. A. T. G. Instead of hiding explanatory notes in the back of the book he has placed them conveniently at the bottom of every page.

Each story-writer is introduced by a photograph or a portrait and a short biographical sketch. For every story there is at least one illustration. In fact, Professor Chiles and the publishers have done so many things to make this text attractive, that they will no doubt be pestered by a swarm of orders.

—Victor J. Lemke
West Virginia University.